! Ja, ja Amerika !



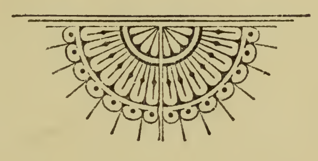
George, ich und .. Relampago

Eine spaßige Geschichte von

K. Fraentin-Halensee
Lützenstraße 3

Selbstverlag
1914

George, ich . . . .
und Relampago!



Die Regenzeit dauerte nun schon an die drei Monate. Es rieselte, strömte oder goß mit einer Monotonie, die beinahe durch ihre Regelmäßigkeit imponierend wirkte. In Europa mochte es wohl Fasching sein, hier in der Hauptstadt Mexikos merkte man nichts davon. Die Straßen warne unangenehm schmutzig, die Gossen entlang wälzte sich unaufhaltsam ein schlammiger Strom den Schleusen zu. Auf den Straßen war beinahe niemand. An der nur wenige Schritte entfernten Ecke der ewige Polizist mit dem abgefeimtesten Spitzbubengesicht, mißmutig in seiner Gummicapa kauernd. Der alltägliche Corso, der sich bei besserem Wetter sonst immer zwischen fünf und sieben Uhr nachmittags die San Francisco-Straße, die Alameda und den Paseo de la Reforma entlang bis nach Chapultepec und zurück langweilte, war bis auf wenige Stammgäste während der letzten Wochen ganz ausgestorben. Das Geschäft ging schon seit Wochen gar nicht mehr. War das schlechte Wetter daran schuld oder die Finanzmisere, oder war meine Kundschaft ausgewandert, oder aber war es der in der Stadt und im ganzen Tal grassierende Typhus? Vielleicht war alles dieses daran schuld. Jedenfalls gingen die Geschäfte nicht, und meine Laune und mein Guthaben bei der Bank wurden täglich schlechter. Ich dachte auch ans Auswandern, aber wohin? Das Zimmer, das den schönen Titel „Oficina“ führte, war öde und kahl, der Fußboden bestand aus holprigen und trotz öfteren Scheuerns nicht ganz reinen, dafür aber sehr kalten Steinfliesen. Öfen kannte man nur vom Hörensagen, und die einzige Centralheizung Mexikos, die Sonne, streikte schon seit undenklicher Zeit. Teils der Kälte des Fußbodens wegen, teils weil man es in Amerika so gewöhnt ist, saß ich in meinen

Kontorsessel zurückgelehnt, die Füße auf dem Schreibpulte. Manchmal wenn ich, optimistisch wie ich nun einmal bin, an die immerhin mögliche Eventualität dachte, daß vielleicht doch plötzlich Kundschaft hereintreten könnte, zog ich die Beine zurück und brachte sie in eine mehr zivilisierte europäische Position. Dann gewann aber wieder der Pessimismus in mir die Oberhand und ich legte sie wieder in die bequemere Stellung auf den Schreibtisch. Ich starrte auf die öde Straße hinaus und betrachtete den Herrn Schutzmann, der heimlich Tabak kaute und überlegte, ob es nicht besser sei, die Bude ganz zu schließen. Eben bog wieder ein armseliger Leichenzug um die Ecke, der achte heute. Ja, ja, der Typhus, eine sehr böse Sache Typhus, besonders in diesem so hoch und doch wieder so tief gelegenen Sumpftale. Nein, hier in diesem Affenlande wollte ich nicht am Typhus sterben.

Also auswandern, das war wohl das Richtigste! Aber wohin? Und dann der Relampago, den konnte ich doch nicht gut mitnehmen. Der Relampago, das war nämlich meine gute Fuchsrosinante, die mich, vor ein kleines Wägelchen gespannt, an schönen Nachmittagen mit in den Strudel des Korso zog. Relampago heißt auf deutsch Blitz, aber blitzartig waren seine Bewegungen nur dann, wenn er durchging. Aber er ging sehr oft durch, nämlich jedesmal, wenn er ein Fetzchen Papier oder ein loses Blatt sich im Winde bewegen sah. Scheuklappen duldeten seine Nerven nicht, er wollte alles sehen, so gut wie sein Herrchen. Wenn er nicht durchging, dann ließ er gewöhnlich den Kopf zwischen den Vorderbeinen baumeln und philosophierte. Den mußte ich also vorher verkaufen oder verschenken! Aber das war ja unmöglich, den nahm ja niemand, nicht einmal geschenkt, denn ganz Mexiko-City kannte ihn und seine wunderlichen Gewohnheiten. Ich philosophierte also selbst und während ich gerade überlegte, ob es nicht gescheiter wäre, eine Tasse heißen

Kaffee zu genehmigen, öffnete sich wirklich die Tür und jemand, von dem man vorläufig nur einen vorgehaltenen aufgespannten Regenschirm sah, trat ein. Ich zog erschreckt und schleunigst die Füße in der Richtung nach Mutter Erde zurück und bereitete das stereotype freundliche Gesicht vor, mit dem man gewöhnlich Kundschaft empfängt.

Alles dies hätte ich mir sparen können, denn der eintretende hohe Herr, der mich natürlich versehentlich bei der Begrüßung mit einem Niagara von Sprühregen, der sich auf der Krempe seines Hutes angesammelt hatte, überschüttete, war gar keine Kundschaft, sondern einfach mein Freund George Eckell, George Eckell of and from Chicago, Chicago-Illinois, wie er nie vergaß hinzuzusetzen. —

George Eckell war Yankee, wenn auch von deutschen Eltern geboren. Er hatte nie deutsch gelernt, und wenn er es gelernt hätte, würde er es nicht gesprochen haben. Dazu war er eben viel zu viel Yankee und Jingo, der alles das verachtet, was nicht mit Onkel Sam, diesem Parvenu unter den Großmächten, zusammenhängt. Yankees nehmen nie den Hut im Zimmer ab, d. h. in einem fremden Zimmer, das haben sie nicht nötig, das verträgt sich nicht mit ihrer Bildung. Yankees sagen selten Guten Tag und haben auch andere merkwürdige Angewohnheiten, die ich lieber nicht anführen will. Yankees braucht man auch keinen Stuhl anzubieten, sie nehmen sich selber einen, stellen ihn so, daß die Lehne in die Nähe einer Wand kommt und dann benutzen sie eben diesen Stuhl, der gar nicht darauf eingerichtet ist, sich aber nicht wehren kann, als Schaukelstuhl. Das ist immer sehr gefährlich anzusehen und schadet der Bauart des Stuhles. So machte es auch George Eckell. Dann spie er etwas Tabak aus, und da sein Schaukelstuhl gerade in diesem Augenblick eine ungeahnte Bewegung machte, verfehlte das Stückchen Virginia sein Ziel und fiel in mein Tintenfaß. Das genierte aber George Eckell absolut nicht. Sonst

war er aber ein guter Kerl und guter Kamerad. Ich kannte ihn schon seit vielen Jahren. Anfang der achtziger, als ich bei den Brentanos in Washington konditionierte, war er daselbst etwas höher als ich. Brentanos hatten eine Anzahl Buchhandlungen in den großen amerikanischen Städten mit einer für dortige Verhältnisse distinguierten Kundschaft, den upper four hundred, die vielleicht im Laufe der Jahre in diesem Lande der unbegrenzten Möglichkeiten sich ebenfalls zu einem oberen Zehntausend entwickelt haben.

George Eckell setzte das gefährliche Schaukeln weiter fort. Dabei war die Rückkrempe seines Hutes wahrscheinlich mit der Wand in eine falsche Berührung gekommen, der Hut fiel herab und in seinem Bestreben, ihn zu haschen, kamen die Hinterbeine des Stuhles ins Rutschen und George Eckell machte mitsamt dem Stuhl ein sehr komisch anzusehendes Akrobatenstückchen. Dies brachte jedoch diesen, sein moralisches Gleichgewicht nie verlierenden Yankee, durchaus nicht aus der Fassung. Er schob das ewige Stück Virginiatabak mit der Zunge in eine andere Ecke seiner Mundhöhle, plazierte seinen Stuhl und schaukelte weiter, als ob nichts passiert wäre. Er behielt jetzt seinen Hut in der Hand, und da das Licht gerade auf ihn fiel, hatte ich einen guten Blick auf seine ganze Kontenance. Er mochte jetzt wohl so siebenunddreißig oder achtunddreißig Jahre zählen, war aber trotzdem noch was man einen hübschen Jungen nennt. Ein ovaler Kopf, noch immer umrahmt von welligen, seidenen braunen Haaren, eine zarte, bleiche Gesichtsfarbe, ein gepflegter weicher Schnurrbart und side-whiskers, wie sie damals Mode waren. Ich habe einmal ein Bild gesehen, das die Szene zeigte, wie der junge Prinz Albert von Coburg zum ersten Male die junge Königin Viktoria von England sah. Es war Liebe auf den ersten Blick, auf alle Fälle wenigstens auf Seiten der Königin. George

Eckell erinnerte mich wunderbar an jenen schönen Prinzen, den späteren Prince Consort. George war nun schon wenigstens eine halbe Stunde bei mir, hatte aber noch kein Wort gesprochen; ich bin nun von Natur aus gesprächig, und das Stillschweigen wurde mir unangenehm. Ich wollte ihn daher gerade fragen, „what the duce was the matter with him“, als draußen auf dem Gang sich wieder ein Geräusch entwickelte, als wenn jetzt wirklich Kundschaft nahte. Ich brachte daher meine Spazierhölzer schnell wieder in eine senkrechte Position und wartete freudig der Dinge, die da kommen würden. Aber es kam niemand. Ich hörte ein Kichern, ein Giggeln, ein Rauschen von seidenen Frou-Frous, als wenn ein ganzes Pensionat von Vevey oder Montreux auf mein Büro losgelassen werden sollte. Dann öffnete sich die Tür etwas, aber keine der Damen schien die Kourage zu haben, als Erste einzutreten. Dann wurde die der Tür zunächst stehende wohl von den andern hinterlistig hereingeschoben, denn sie kam mit einem sprungähnlichen Ruck gleich bis in die nächste Nähe meines Kontorsessels. Die anderen folgten dann kichernd, als wenn die ganze Sache ein Karnevalsscherz wäre. Ich schaute die Szene verwundert an, während George ruhig weiter schaukelte. Dieses oder jenes mußte wohl die Damen von Neuem zum Lachen reizen, denn sie brachen sämtlich in eine Art Lachkrampf aus, der sich nur nach und nach legen wollte. Dann schob mir die eine der schönen Triguenas ein Folioblatt unter die Nase und sagte etwas schnippisch: „Bitte, der Herr wolle etwas zeichnen für die Freiheitskämpfer auf Cuba gegen die schlechten Spanier, die das Land unterdrücken. Es wäre für eine gute Sache.“ Also wieder keine Kundschaft, sondern eher das Gegenteil. Ich hatte absolut kein Interesse für die Freiheitskämpfer auf Cuba, die ich nach allem, was ich davon gehört hatte, mehr für eine schmäh-

liche Mörder- und Räuberbande, aus Mestizen, Mulatten und Niggern bestehend, hielt, als für eine nach wahrer Freiheit dürstende Patriotenschar. Ich sagte dies den Damen, die etwas von Barbar und unangenehmem Menschen murmelten und sich gerade zum Gehen anschickten, als George Eckell voltigierend von seinem Stuhle aufsprang, den Damen eine Verbeugung machte und in schlechtem Spanisch erklärte, daß er ganz die Gefühle der schönen Senoritas und der Freiheitskämpfer teile und gern bereit sei, einen Fünfpesoschein auf dem Altar dieser edlen Sache zu opfern. Zehn holde Blicke belohnten George für diese edle Regung, die eines wahren Caballero würdig wäre. George fuchtelte dann in sämtlichen Taschen herum und fand, wie ich vermutet hatte, daß er den betreffenden Fünfpesoschein nicht bei sich hatte. Dann wandte er sich, wie ich ebenfalls vermutet hatte, an mich und sagte, als wenn dies selbstverständlich wäre: „Du, gib mir mal einen Fünfpesoschein, man kann doch die Damen nicht so gehen lassen." Da sich in diesem Augenblick zehn zürnende Augen auf mich richteten, zog ich wirklich, wenn auch widerstrebend, den gewünschten Schein aus der Westentasche. George nahm ihn, überreichte ihn mit chevaleresker Verbeugung der hübschesten der jungen Damen. Zehn schöne Augen, die mich keines Blickes würdigten, dankten ihm dafür, dann verschwanden die fünf „Fechterinnen" für eine gute Sache mit einem halb spöttischen, halb melodischen: „Muy buenas tardes". Als die Tür sich hinter ihnen geschlossen hatte, standen wir beide Auge in Auge. „George Eckell", sagte ich, „Du hast mir schon manchen Fünfpesoschein abgepumpt, aber dann war es ein ehrlicher, druckloser Pump. Aber dieser Pump war eine Nötigung, eine Erpressung. Diesen Schein wirst Du mir, Du, der Du mir noch nie etwas zurückgezahlt hast, wiedergeben. Ich werde Dich peinigen bis aufs Blut, ich werde Dich mahnen, täglich, stündlich, minutlich. Ich

werde nicht von Deiner Seite weichen, bis Du mir diese fünf Pesos wiedergegeben hast. Ich werde der hartnäckigste, gemeinste, grausamste Gläubiger an Dir werden, den die Welt je gesehen hat. Aber jetzt setze Dich, aber schaukle nicht mehr, ich habe mit Dir zu reden und zwar ernstlich." George folgte der Aufforderung, aber langsam, sehr langsam. Der rechte Enthusiasmus, meine Tiraden anzuhören, schien ihm zu fehlen. Er sah mich mit einem Aufschlag seiner Augenlider an, als wenn er sagen wollte: „Na, old fellow, laß Deinen Quatsch los."

„George", sagte ich, „Du bist nun schon ein gutes halbes Jahr in diesem Lande der Montezumas und Silberpesos, hast aber immer noch nichts gefunden, wie Du behauptest, und soviel ich weiß, keinen einzigen der erwähnten Silberpesos verdient. In den Spielhäusern hast Du auch nie etwas gewonnen, sondern eher, wie ich mehrmals bemerkte, die Kasse dieser Banditen bereichert. Was Deinen Finanzstandpunkt anbetrifft, so scheint derselbe ein derartig trockner zu sein, daß Du Deinen Anzug in irgend einer Fonda dieses Spitzbubenlandes, ohne ihn vorher auszuräumen, ruhig an die äußere Tür Deines Zimmers zum Reinigen hängen kannst. So wenigstens muß ich die resultatlose Expedition Deiner sämtlichen Finger ins Innere Deiner sämtlichen Taschen beim Besuch der soeben verschwundenen, interessanten jungen Damen deuten." George machte eine Bewegung mit der Hand, als ob er mich bitten wollte, diesen wunden Punkt nicht zu berühren. „Mir geht es beinahe ähnlich", fuhr ich fort, „wenn auch nicht ganz so schlimm. Mein Geschäft geht schon seit Monaten nicht mehr. Meine Kundschaft scheint entweder ausgewandert zu sein oder das schlechte Wetter — —" Hier unterbrach mich George wieder mit einer Bewegung seiner Rechten, diesmal schien er damit sagen zu wollen: „Das genügt, verschone die Leser mit dem langen Satze, das hast Du ja alles schon

auf Seite 3 gesagt." Darauf fragte ich George, ob er keine Idee hätte. George hatte keine Idee. Hatte George eine Ahnung, wohin man eventuell mit Aussicht auf bessere Resultate auswandern könnte? George hatte keine Ahnung, George litt nicht an Ahnungen. Da war also guter Rat sehr, sehr teuer. Ich dachte also auf eigne Rechnung wieder nach.

Dann fiel mir Georges Frau ein. „George, wie geht es Deiner Frau, hast Du Nachricht von ihr?" George setzte seinen Hut auf, reckte die Nase etwas höher und begann die Daumen zu drehen. George hatte also keine Nachricht von seiner Frau, und das Naserümpfen und Daumendrehen bedeutete, daß er sich nach einer Nachricht von seiner Frau auch nicht sehnte. Das soll nun aber nicht etwa bedeuten, daß George seine Frau nicht liebte, daß die nunmehr fünfzehnjährige Ehe keine glückliche war. Nein, im Gegenteil, sie liebten sich beide zärtlich, sie war seine Paloma, er war auf seine schöne, kleine Frau eifersüchtig und sie auf ihren fine boy, unseren George. Aber Mrs. Eckell, obgleich auf Cuba geboren, war spanischen Geblütes und sie und ihre Familie nahmen Partei für das Mutterland auf der Pyrenäenhalbinsel, während George als Vollblutyankee Partei für die oben erwähnten Mestizmulattennigger nahm und von einem „Cuba-libre" träumte, natürlich mit der festen Voraussetzung, daß dieses „Cuba-libre" in absehbarer Zeit ein Stern des Streifenbanners werden müsse und solle. Dieser politische Gegensatz hatte die beiden Ehekompagnons während der letzten beiden Jahre sehr entfremdet.

George, der nach dem Tode des alten Herrn Brentano seine Stellung in der Buchhandlung verloren hatte, weil er sich mit den Neffen, den Erben des alten Herrn, nicht vertragen konnte, war mit seiner jungen Frau nach Cuba zu den Schwiegereltern gegangen. Er, der in der erstklassigsten Buchhandlung Amerikas die Zierde dieses

Etablissements bildete, konnte doch unmöglich in einem Geschäft, das weniger distinguiert war, Stellung suchen. In Santiago de Cuba bei seinen Schwiegereltern hatte er täglich Krach, seitdem die Wendung der Dinge auf jener Perle der Antillen eine so kritische und akute Wendung genommen hatte. Der alte Spanier, der zumal noch ein höherer Beamter war und an der „Kasse" saß, wollte natürlich von einer Republik oder aber, was ihm noch schlimmer erschien, von einer Einverleibung der Insel in die Vereinigten Staaten absolut nichts wissen. Erstens erlaubte dies sein Patriotismus nicht und zweitens hätte er seine Sinekure an der Staatskrippe bei einer solchen Änderung der Dinge sicherlich eingebüßt. George aber sah dies nicht ein, plädierte vielmehr für Unabhängigkeit, Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit und ähnliche abstrakte Dinge und machte sich dadurch bei seinem Schwiegerpapa unendlich unangenehm. Da nun außerdem George keine Greenbacks oder einen einkassierbaren Scheck auf irgend eine Nationalbank mitgebracht hatte, sondern es seine einzige Beschäftigung war, sich mit größter Regelmäßigkeit zu den drei Hauptmahlzeiten des Tages am schwiegerelterlichen Tische einzufinden, machte Papa Rodriguez eines Tages kurzen Prozeß, kaufte George ein Billet nach Habana und behielt inzwischen die hübsche, kleine Frau zurück, bis George irgendwo wieder imstande wäre, dieselbe zu ernähren und zu kleiden.

Wir schwiegen also beide eine Spanne Zeit. Dann fingen Georges Gesichtsmuskeln etwas zu arbeiten und zu zucken an. Ich entnahm daraus, daß George mir etwas sagen wollte. Ich ermunterte ihn dazu, George bedarf oft der Ermunterung. „George", sagte ich, „Du scheinst etwas proponieren zu wollen, proponiere nur. Mein Gehirnkasten selbst ist so leer, daß ich jede Meinung, und käme sie selbst von Dir, mit Vergnügen hören und erwägen werde." George war nicht beleidigt dieser Worte

halber. Wahrscheinlich hatte er doch inzwischen wieder Sehnsucht nach seiner Paloma und den schwiegermütterlichen Fleischtöpfen bekommen, denn er murmelte etwas von Cuba, schließlich ganz gutes Land, gute Aussichten, baldiger Sieg der Cubaner mit Hilfe der amerikanischen Kanonenböte, warmem Klima, Einverleibung in die Union, sicherem „Boom", was in gut „Deutsch" ungefähr „Hausse" in allen Werten auf jener interessanten Insel bedeutet.

Also Cuba. Schön. Wir gehen also nach Cuba. Das lag wenigstens in der Nähe und kostete nicht so viel Reisegeld. Das zählte doch auch mit, denn mein kleines Guthaben bei der Bank war, wie ich schaudernd in Gedanken nachrechnete, auf eine dreistellige Zahl zusammengeschrumpft. George mußte ich natürlich auch mitnehmen und für ihn das Reisegeld auslegen, denn wie hätte ich sonst hoffen können, meine fünf Pesos wieder zu bekommen. Und diese fünf Pesos mußte ich, koste es was es wolle, wieder haben. Das war eine Lebensaufgabe geworden.

Zu liquidieren gab es eigentlich nicht viel, die paar Möbel im Kontor und in der kleinen Wohnung waren schnell verkauft, dafür gab es ja allabendlich genug Auktionen mit Musik, wohin man das Gerümpel schicken konnte und wofür man, da man nach Landessitte unter Unterstützung sämtlicher Freunde und Bekannter selbst mitbot, um dann im richtigen Augenblick abzuschnappen, immerhin noch einen guten Teil des dafür bezahlten Geldes zurückerhielt. Aber Relampago! Relampago war die Achillesferse meines damaligen Daseins. Mitnehmen konnte ich ihn nicht, auch nicht das schöne gelbe Ledergeschirr und den Dogcart mit den durch die Escapaden des berüchtigten Renners bereits mehrfach zusammengeflickten Rädern. Irgendwie etwas Nennbares für Relampago und das Geschirr herauszuschlagen war undenkbar. Außerdem lastete noch eine Hypothek im vollen Werte des lieben Tierchens bei der Caballeriza, wo das-

selbe in Kost und Logis stand. Relampago hatte einen sehr guten Appetit. Seine Verdauungsfähigkeit stand, wie bei allen derartigen Existenzen, im umgekehrten Verhältnis zu seinen Leistungen. Wem sollte ich Relampago verkaufen? Der Besitzer des Leihstalls kaufte ihn sicherlich nicht, der hatte immer ein so spöttisches Lächeln auf den Lippen, wenn ich den edlen Schweißfuchs abholte. Aber der Apotheker! Der deutsche Apotheker unten im Hotel Iturbide. Das war ein harmloser Mensch, der ein gewisses Faible für Relampago hatte und ihn immer streichelte und ihm Zucker gab, wenn er vor meiner Tür stand und auf mich wartete. Dem wollte ich Relampago anbieten. Ich würde bei hundert Pesos anfangen und dann bis auf zwanzig heruntergehen, und wenn er das nicht gab, wollte ich ihn ihm schenken. Er sollte nur das Wägelchen und das Geschirr bezahlen. Vielleicht bemerkte er die zusammengeleimten Räder nicht, die so schön überlackiert waren.

Ich teilte also George mit, daß ich einverstanden wäre und daß wir zusammen, sobald unsere Angelegenheiten geordnet wären, nach Cuba gehen würden. George murmelte etwas von Schulden. Schulden drückten ihn eigentlich sonst nie, nur seine Gläubiger. George konnte doch nicht gut verlangen, daß ich auch seine Pensions- und Wäscherechnung für ihn bezahlen sollte.

„George", sagte ich, „Du hast doch noch das berühmte Schachspiel, das könntest Du doch verkaufen und Deine Schulden selbst bezahlen. Ich bin doch nicht Vanderbilt oder Gould oder sonst ein Milliardär." George murmelte etwas von Familienerbstück, historischem, unschätzbarem Wert, Gewissenssache, das Ding der Familie Eckell zu erhalten, versprach aber schließlich, das kostbare Spielzeug in Silberpesos umzusetzen. Ich hatte den kleinen Mahagonikasten mit den zierlichen, elfenbeinernen Schnitzeleien, welche französische Gardisten mit den hohen Bärenhelmen,

Offiziere und Generale der Napoleonischen Zeit und als König den großen Korsen mit seiner ersten Gemahlin, der schönen Creolin, in fantastischem Gewande auf der rechten und Russen mit dem Zaren und seiner Zarin auf der falschen Seite darstellten, oft zu sehen Gelegenheit gehabt. George war ein Fantast und ich weiß nicht, ob diese Erzählung von der Herkunft der Schnitzeleien eine Münchhausiade war oder nicht. Seiner Erzählung gemäß stammte das Ganze von Napoleon dem Kleinen her, der bei Georges Großvater, als er in Hoboken, vis-à-vis von Neuyork, französischen Unterricht geben wollte, aber keine Schüler fand, boardete und dem bei seiner Heimreise nach Europa das nötige Kleingeld mangelte, um eben diese Kost- und Schlafgelegenheit mit gesetzmäßiger Münze zu bezahlen.

Also George versprach Geld zu schaffen. Ich ließ ihn dann auch schwören, daß er auf keinen Fall das für das Schachspiel von dem Empeno erhaltene Groß- oder Kleingeld in Spielmarken in einer Casa de Juego oder im Klub anlegen würde. George schwor, aber ich hatte eine Idee, als hätte er mit seiner linken Hand, die er unter seinem umgehängten waterproof verborgen hielt, nach gewohnter Weise wieder abgelenkt.

Ich schloß nunmehr das kundenlose Büro, und wir schieden an der Tür mit einem Händedruck und verabredeten, uns am übernächsten Tage früh wieder zu treffen, da ich am folgenden mit dem Verkauf meiner Habseligkeiten und — last not least — mit dem Verkauf Relampagos zu tun hatte. Mit mir kommen wollte George nicht, er sagte, er wäre so müde, das ernste Nachdenken während unseres Gespräches hätte ihn so müde gemacht.

Die Calle San Francisco war noch gerade so öde und leer wie am Nachmittag, nur daß jetzt ein halbes Dutzend elektrische Hängelampen die alten, grauen Häuser etwas reputierlicher erscheinen ließen. Aber es regnete nicht

mehr. Mit derselben Regelmäßigkeit, demselben Ordnungssinn, mit dem es um neun Uhr vormittags, also zu Beginn der Geschäftszeit, angefangen hatte, hörte es auch um acht Uhr abends, mit dem Schluß der Geschäfte, wieder auf. So geht es nun schon seit drei Monaten, nachts wenn es ruhig regnen könnte, ist das schönste Wetter der Welt. Ich habe oft darüber nachgedacht, ich glaube Petrus hat auf die Kaufleute in Mexiko einen Pik, oder aber er hat mit Merkur, dem Gott der Kaufleute, eine Auseinandersetzung beim Skat gehabt und rächt sich jetzt an dessen Jüngern.

George hatte also geistige Müdigkeit vorgeschützt, und ich schlenderte allein die San Francisco-Straße entlang, dem Zókalo zu. Schon an der Profesa-Kirche hörte ich an einigen, vom Wind herübergetragenen Klängen, Melodienfetzen, daß im Kiosk der Plaza wieder einmal eine Indianermusikbande ihre Instrumente, ihre Kehlen und das hauptstädtische Publikum qualvoll marterte. Die Plaza oder Zókalo genannt ist der größte Platz der mexikanischen Metropolis. Hier soll vor Jahren, zurzeit der Eroberung des Landes durch Cortez, eine große dem Sonnengott geweihte Opferpyramide gestanden haben.

Die Musik spielte „Über den Wellen“. Jemand, der mich kannte, den ich aber nicht kannte, sagte mir, die Bande spiele es heute zum siebenten Male. „Über den Wellen“ ist von einem mexikanischen Komponisten und infolgedessen, oder aber vielleicht weil fünfundneunzig Prozent aller Mexikaner überhaupt noch niemals „Wellen“ gesehen oder gehört haben, sehr beliebt bei ihnen. Sie ziehen die Theorie der Praxis in ihren Beziehungen zu dem flüssigen Elemente, so man Wasser nennt, mit aller Entschiedenheit vor. Als die Kapelle zum achten Male „Über den Wellen“ anhub, ging ich mißmutig nach Hause, um mich zum letzten Male in meinen, vom letzten Erdbeben her noch etwas sehr offenherzigen vier Wänden

von den Strapazen des „verflossenen" Geschäftstages auszuruhen.

Am folgenden Morgen ging ich nach der nächsten Ecke und rief Felipe. Felipe ist ein muskulöser Spanier in den sogenannten besten Jahren, ist glattrasiert und ein sehr brauchbarer und guter Kerl — vor fünf Uhr nachmittags, nachher weniger. Da ist die Cana daran schuld. Cana trinkt der Spanier wie der deutsche Dienstmann Korn oder Kümmel trinkt. Felipe repräsentiert nämlich ins Exotische übersetzt unseren guten deutschen Dienstmann, aber ohne rote Mütze. Dafür hat er ein breites, baskisches Barett auf, das zum Tragen von Gegenständen viel praktischer ist. Also Felipe kam mit mir. Ich sagte ihm: „Felipe, pack den ganzen Kram zusammen und dann trage ihn nach der Casa de Remates in der Calle Independencia und dann komm in meine Oficina und hole auch was dort ist."

Felipe ließ sein geübtes Auge über die ganze etwas merkwürdige Junggeselleneinrichtung schweifen, dann zog er den Zipfel seiner etwa zwanzig Meter langen roten Schärpe, die er als doppeltes Werkzeug, nämlich als Bindemittel und Haltevorrichtung für seine Unaussprechlichen um seine Lenden trug. Diesen Zipfel hielt er mit der rechten Hand und drehte sich dann nach links so oft, bis seine Taille gänzlich entbunden war. Mir wurde ganz schwindlich dabei und als das letzte Ende Schärpe auf dem Boden lag, befiel mich, wie wohl leicht verständlich, eine furchtbare Angst. Aber Gott sei Dank, die Angst war unbegründet! Darauf nahm Felipe die einzelnen Möbelstücke und setzte sie durch das geöffnete Fenster auf die Straße. Vorhänge brauchte er nicht abzunehmen, die hatten Vorübergehende schon während der letzten Monate, wenn ich vergessen hatte, das Fenster zu schließen, abgenommen, so ganz en passant. Als alles draußen war, ging Felipe hinaus, um den ganzen

Kram mit Hilfe der Lendenschärpe zusammen zu binden. Ich trat an das Fenster, machte Inventur und konstatierte mit Befriedigung, daß inzwischen nur die beiden Stühle und eine Konsole Beine bekommen hatten. Die Konsole verschwand eben um die Ecke. Als Felipe alles kunstgerecht zusammen hatte, war eine respektable Pyramide von drei bis vier Metern Höhe entstanden, von der roten Schärpe, die überall neugierig herauslugte, zusammengehalten. Mit einem Ruck nahm Felipe dieses Kunstwerk auf Kopf und Schultern, dann balanzierte diese ganze ambulante Pyramide das Trottoir hinunter, während meine Imitationsbronze, aus Gyps und Papiermaché bestehend und den Aztekenfürsten Cautemoc darstellend, als point d'honneur oben auf der Spitze des Ganzen mit seinem Tomahawk wütend in der Luft herumfuchtelte.

Als Felipe eine Stunde später mit einer ähnlichen komplizierten Bürde von meinem Büro die San Francisco-Straße hinabbalanzierte, überlieferte ich die Schlüssel desselben dem Portier und nahm das Schild ab, das drei Jahre lang den Passanten die Wichtigkeit meines Unternehmens verkündigt und gepriesen hatte. Ich war bis dahin zu sehr mit meinen Gedanken über den Wegzug beschäftigt gewesen, um mich weiter viel um das Wetter zu kümmern. Als ich das Schild, die Schrift nach innen, an die Wand des Hausflurs gelehnt hatte und nun als freier Mann die Straße betrat, da fiel es mir mit einem Male auf, daß es heute ja garnicht regnete. Drei Monate lang hatten mir der Regen und das schlechte Wetter das Geschäft verdorben, hauptsächlich ihretwillen war ich soeben ins Privatleben zurückgekehrt und nun, wo es zu spät war, um wieder umzusatteln, da lächelte der Himmel und Papa Sol fabrizierte wieder quietschvergnügt Sommersprossen und verdarb mit gemeiner Schadenfreude die Farben der Stoffe in den Schaufenstern. Also wieder eine Revolution in Mexiko, dies-

mal in den Lüften. „General“ Jupiter Pluvius hatte das Feld geräumt und „General“ Sol war in seine Position eingerückt. Alles in allem genommen paßte mir das plötzlich hereingebrochene gute Wetter sehr wohl, denn nun konnte ich meinen Relampago im vollen Glanze der mexikanischen Sonne mit seinem schönen gelben Geschirr, das noch wie „neu“ aussah, besser einem verehrlichen, kauflustigen Publikum vorführen, als wenn es goß.

Im Stalle stand der alte Sünder, denn Relampago war kein Pferdejüngling mehr, mit dem Kopf zwischen den Beinen und machte wie gewöhnlich krumme Knie. Ein Schlag auf den linken Schenkel weckte ihn aus seinen Träumen. Vorwurfsvoll blickte er mich an. Zu dieser frühen Stunde? Ich hielt eine kurze Anrede an ihn, ein Mann zu sein, den Kopf nicht sinken zu lassen, er würde einen neuen Herrn bekommen, der besser für ihn sorgen würde und ihn in die Invaliden- und Altersversorgung einkaufen könnte. Mit einem: also Kopf hoch, schloß ich meine Worte. Aber Relampago schüttelte das Haupt und wollte von einer Trennung nichts wissen. Er verdarb mir auch richtig das Geschäft bei dem Apotheker. Als er mit dem Wägelchen vor dessen Giftbude stand, bohrte sich seine Nasenspitze beinahe in den Asphaltboden und ein hippologischer Beirat des Herrn Doktor riet ihm entschieden vom Ankauf ab, indem er den armen Relampago als Jubelgreis, Krippenbeißer, Kopfhänger und leichtfertigen Durchgänger charakterisierte. Als ich, wütend nach innen, aber kalt nach außen über den verbandelten Roßhandel, Relampago etwas energisch aufforderte, ein Haus weiter zu ziehen, drehte er sich um und schaute mich mit einem Blick an, als wollte er sagen: „Siehst Du, dieses Geschäft habe ich Dir wieder mit Willen verschandelt, behalte mich nur und nimm mich mit, vielleicht blüht dort Dein Weizen und mein Hafer.

Ich fühlte mich sehr deprimiert, Relampago auch. Wir senkten beide die Köpfe und als wir so die Straße hinabtrottelten, fragte mich ein vorübergehender Bekannter, ob Relampago eine Spur verfolge. „Keine Spur" sagte ich ärgerlich, „er ist doch kein Polizeipferd". Wenn dieser arglose Mensch von Apotheker schon abschnappte, wie sollte es da erst mit gewiegten Pferdekennern werden?

Aber wenn die Not am größten, da ist Felix Diaz am nächsten. Felix Diaz hatte mir schon oft den Tag gerettet. Felix Diaz war nämlich ein „Neffe" Seiner Exzellenz des Herrn Präsidenten. Er hatte keine amtliche Stellung und keinen Titel, war aber sozusagen Faktotum bei dem alten Herrn. Er besorgte so ziemlich alles für ihn, engagierte die Köchin, kaufte Grünzeug und Pulque ein, löste Pfandscheine aus und besorgte Theaterbillets. Wenn der Herr „Onkel" etwas wollte, das nicht innerhalb der mexikanischen Staaten wuchs oder fabriziert wurde, dann kam Felix zu mir und ich importierte es mit fünfzig Prozent Aufschlag. Hoflieferant wurde ich dadurch nicht, aber es war doch eine Ehre und oft rettete Don Felix die Situation, denn wenn alle Mexikaner zusammen kein Geld mehr zu haben schienen, hatte Don Porfirio schließlich immer noch etwas, dafür war er Präsident und saß an der „Kasse".

Wir trottelten also in einer Art Hundetrab dem Zókalo zu. Relampago gesenkten Hauptes zwischen der Gabeldeichsel, ich dahinter auf dem Wägelchen, durch mein Embonpoint den zweirädrigen Kasten etwas nach hinten beugend, wodurch das gute Tier immer etwas in der Schwebe war und aufrecht erhalten wurde. Da fiel mein hilfeflehender Blick auf den guten Felix, der, dreißig oder vierzig Schritte von mir entfernt, vor einem Krawattenladen stand und sein schönes „Ich" selbstgefällig im Spiegel beäugelte. Noch sah er mich nicht — und Zeit gewonnen, alles gewonnen! — Er hatte Relampago einige

Male durchgehen sehen, er hatte aber in seinem Optimismus geglaubt, das wäre die natürliche, lebhafte Gangart des edlen Vollblutrenners. Wenigstens hatte er mir verschiedene Male seine Bewunderung darüber ausgesprochen. Hier war also fruchtbarer Boden, auf dem vielleicht eine gute Saat noch herrliche Früchte bringen konnte. Ich hielt also Relampago an, was nicht schwer hielt, er erschrak nur etwas und lehnte rechts über. Ich versuchte es nochmals mit einer kernigen, zu Herzen gehenden Ansprache. „Relampago", sagte ich, „da steht Felix Diaz, der „Neffe" des großen Generals, aus dem kann noch alles werden, vielleicht selbst noch ein General oder gar ein Präsident, denn Porfirito, der Kronprinz von Mexiko, ist noch stupider und nicht populär. Du hast also Aussicht, das Leib- und Wagenpferd der Zukunft dieses Landes zu werden, notabene — wenn er Dich kauft. Also noch einmal, nimm Dich zusammen, Brust heraus und die Knie eingedrückt!"

Der Sicherheit halber sprang ich ab und führte Relampago die paar Schritte am Zügel, indem ich dabei wie unabsichtlich seinen schlanken Hals mit meiner Schulter in einer annehmbaren Höhe stützte. So erreichten wir den nichtsahnenden Felix.

„Guten Morgen", sagte ich, „schönen guten Morgen, Don Felix, die Sonne lächelt wieder und Eure Hoheit suchen wohl eine schöne Krawatte aus, um die jungen Damen der Alameda noch mehr zu betören?" Felix lächelte und erkundigte sich nach dem Befinden meines Relampago. Er ahnte immer noch nichts. Ich versicherte ihm, daß sich dieser nichtsnutzige, leichtfertige Schlingel von einem Gaul so wohl befände, daß ich ihn beinahe garnicht mehr zügeln könnte. Ich wäre daher abgesprungen und hätte ihn am Zügel geführt, damit er die Sicherheit der Straßen nicht durch seine kapriziöse Gangart gefährde. Dann frug ich Felix nach seiner neuesten Eroberung. Ich

wußte nämlich, und mit mir tout Mexiko, daß Felix wieder einmal verliebt war. Diesmal ernstlich.

Felix war so gut wie akzeptiert. Er trug bereits einige rosa Billets doux in seiner linken Brusttasche, konnte also ganz gut, mit Fensterpromenaden beginnend, Aufwartung machen. Konnte man sich da etwas Schöneres und Imposanteres denken, als wenn der schöne Felix auf dem gelben Wägelchen, stolz die Peitsche in der Hand, mit dem tänzelnden Relampago in hellgelbem Ledergeschirr elegant und lächelnd vorbei curbetierte?

Alles dies schoß mir durch den Kopf, als ich mich mit der verbindlichen Frage an Don Felix wandte, ob ich ihm etwas proponieren dürfe. Felix streichelte immer noch meinen guten Relampago, der neugierig an dem parfümierten, farbigen Busen des eleganten Hidalgo schnupperte und dergestalt den Kopf in einer annehmbaren Höhe behielt.

„Darf ich Sie, hochgeehrter Herr, zu einer kleinen Spazierfahrt bis zum Café de la Reforma ergebenst invitieren?" sagte ich mit einer Verbeugung und einem, meinem Charakter sonst gänzlich fremden innern sardonischen Lächeln, dabei eine Handbewegung machend, wie sie ungefähr pro exemplo Monsieur de Paris einem zum Tode Verurteilten gegenüber tun muß, den er ergebenst einladet, seinen werten Kopf auf den Richtblock zu legen. Der Pferdehandel, fürchte ich, schadet den Sitten ebenso wie die Politik. Während ich so sprach und Don Felix das „Gerüst" bestieg, warf ich schnell einige Papierschnitzel, die ich in der Tasche hatte, Relampago durch die gebogenen Vorderbeine und sprang selbst schnell auf. Der Effekt war prompt erzielt; Relampago stürmte los, eine furchtbare Angst vor den unschuldigen Überbleibseln einer Schneiderrechnung hatte ihn ergriffen. Fort, fort, von diesem Menetekel eines nach Befriedigung lechzenden Marchand-tailleur! Das war die Losung, aber lange

würde dieser Elan nicht aushalten, das wußte ich aus Erfahrung. Es hieß also das Eisen schmieden, so lange es heiß war. Hundert Meter oder so weiter unten in der Straße wohnte ein Elektriker. Dieser Mann hatte in seinem Schaufenster ein Reklameläutewerk, das kontinuierlich an die Scheibe des Schaufensters klopfte, um dergestalt die Vorübergehenden auf seine Auslage aufmerksam zu machen. Das rattelnde Geräusch, das diese Höllenmaschine verursachte, ging erfahrungsgemäß Relampago derart auf die Nerven, daß er immer, ohne Ausnahme, durchging und zwar auf längere Zeit durchging, sobald uns der Weg dort vorüberführte. Dies mußte ich also ausnutzen, ihn fest in die Zügel nehmen und so mit dem durch die Papierschnitzel gewonnenen Anlauf versuchen, glatt bis zur Reforma in der Durchgangsgangart durchzukommen. Dann war alles gerettet. Dabei hieß es nur noch, Don Felix, um jeden Verdacht abzulenken, durch eine angenehme und leichte Plauderei während dieser Gewaltsfahrt zu unterhalten. Gesagt, getan.

In „fliegender Hast" erklärte ich meinem Fahrgast die Lage, wie ich mein Büro aufgegeben, wie ich meine Zelte abgebrochen, die Brücken hinter mir gesprengt, meine Schiffe verbrannt, den Würfel geworfen und den Rubikon überschritten hätte. Ich erklärte ihm ferner, daß es mir unmöglich wäre, den braven Relampago, diese Freude meines Daseins, mit mir zu nehmen, und daß ich beschlossen hätte, ihn in nur gute Hände zu verkaufen. Diese guten Hände, die besten Hände der Welt, und die schönsten und wohlgepflegtesten dazu, wie ich galant hinzufügte, wären seine, Don Felix' Hände. Don Felix lächelte geschmeichelt, und als er gerade, zufrieden von seiner Inspektion, wieder von seinen ringgeschmückten „Händchen" auffah, waren wir glücklich beim Café de la Reforma angelangt, und zwar mit einer Schnelligkeit, die einem Derbysieger alle Ehre gemacht hätte.

Dort fiel Relampago einem gerade vor dem Café stehenden Ganymed in die Arme. Ich bat ihn, Relampago und das „Zeugl“ in den Garten neben dem Café zu nehmen und mit Zucker zu füttern. Felix hatte nichts gemerkt, sondern kalkulierte, wie ich aus seinem tiefen Nachdenken entnehmen konnte, als echter Mexikaner bereits, wie er mir Relampago nebst dem gelben Anhängsel auf die einfachste Art ratenweise abschwindeln konnte. „Na, Senor F.“, fragte er mich schalkhaft lächelnd, „was soll diese Studie in Gelb billigst kosten?“ „Weil Sie es sind, Don Felix, alles in allem nur hundert Pesos, auf dem Diebsmarkt könnte es auch nicht billiger sein.“ Dabei beschloß ich innerlich, bis auf zwanzig Pesos, aber in bar, eventuell herunter zu gehen. Don Felix kalkulierte genau so, nur in entgegengesetzter Richtung. Er bot mir zwanzig Pesos mit der Idee, eventualiter bis auf hundert Pesos hinauf zu gehen, aber auf Pump, ein Wechselchen oder einen Scheck, einen Zeitscheck, das heißt, wie mein Freund immer sagt, einen „Schreck“ auf die bodenlose Kreditbank. Denn Felix hatte nirgends ein Konto, außer bei seinem Schneider, dort aber auf der falschen Seite.

Wir trafen also, da wir progressiv nachgaben, bei sechzig Pesos zusammen. Der Kauf wurde abgeschlossen. Felix stand auf, vergaß seinen Kaffee zu bezahlen und rief dem Kellner zu, das Gespann vorzuführen. „Halt“, sagte ich, „Don Felix, so ist es nicht gemeint, Sie wissen, ich verlasse dieses gastfreundliche Land, das Land Ihrer Väter, ich muß also Kasse sehen, keine Zahlungsversprechungen, keine Minenaktien auf „ertrunkene“ Silberwerke, keine mexikanischen Consols, sondern Kasse, Kasse, nichts wie Kasse!“

Felix war sprachlos. Kasse von ihm? Das war noch nicht dagewesen! Dann überlegte er. Geld konnte er keines schaffen. Nein, heute oder morgen auf keinen Fall. Der Alte, womit er despektierlich Seine Exzellenz

meinte, hatte schon seit einigen Tagen etwas gegen ihn, er ließ ihn garnicht rein. Aber wenn ich hier im Café auf ihn warten wollte, dann würde er im Palacio schon irgend etwas herausbuchstabieren, was ich als Bezahlung akzeptieren könnte. Damit verschwand er, winkte einer vorüberfahrenden Droschke zweiter Klasse „Bandera colorada“ und entschwand meinen Blicken.

Während ich, noch am Fenster sitzend, darüber simulierte, was er wohl anbringen würde, eine Antike aus dem Nationalmuseum, eine Locke des Nationalheiligen Hidalgo, oder einen von der Staatsdruckerei verdruckten und dort vergessenen Hundertpesoschein, kam ein spectre, eine geisterhafte Erscheinung, die Avenue entlang an meinem Fenster vorübergehuscht. Diese Erscheinung, den großen, weichen Filzhut tief in die Stirn gedrückt, den grauen, zerknitterten, heute gänzlich entbehrlichen Regenmantel um seine langen Glieder schlotternd, konnte niemand anderes sein als mein Freund George Eckell; George hatte mich nicht gesehen, erst als er Relampago im Garten bemerkte, stutzte er und ich konnte ihn beim Heraustreten daher noch erwischen.

Hatte George schon Kaffee getrunken? George hatte noch keinen Kaffee getrunken, George hatte heute überhaupt noch nichts genossen. George hatte also großen Hunger und noch mehr Durst. Als George neben mir saß, erzählte er mir, daß er heute früh, das historische Schachspiel mit noch einigen entbehrlichen Gegenständen zu einem Paket vereinigt, unauffällig aus seiner Wohnung geschlichen war, um den historischen Wert in einen aktuellen zu verwandeln. In der Casa de Empenos hatte er das Paket einen Augenblick auf den Ladentisch gelegt, da noch andere Kunden der Öffnung der Cassa mit Interesse entgegenschauten. Dann hatte ihn jemand, George glaubte eine zweifelhafte Existenz, um Feuer gebeten, und während George dieser zweifelhaften Existenz höflich Feuer gab,

hatte eine andere zweifelhafte Existenz mit seinem, Georges, Paket das Weite gesucht. George war untröstlich. Er hatte die zweifelhafte Existenz den ganzen Vormittag gesucht, aber da in Mexiko ein Indio dem andern so ähnlich sieht wie ein Ei dem andern, war es George trotz eifrigen Suchens bis jetzt noch nicht gelungen, den Indio in den Straßen der Hauptstadt wiederzufinden, der ihn derartig unehrenhaft behandelt hatte.

„George", tröstete ich ihn, „fürchte nichts, bis heute abend die Sonne hinter den Kulissen der Sierra Madre untertaucht, wirst Du wieder im Besitze des Erbstückes derer von Eckell sein. Es liegt jetzt Wichtigeres vor! Falle nicht vom Stuhl, aber staune: Ich habe Relampago verkauft und zwar an Felix Diaz, Du weißt den Palastfelix! Relampago steht also auf der Staffel zur höchsten Macht. Historia wird ihn mit ehernem Griffel in das goldene Buch eintragen, auf dessen Seiten Namen wie Bucephalos, Rosinante, Pegasus und andere unvergeßliche Rösser verzeichnet sind. In Mexiko ist alles möglich und Du weißt, wer den Papst zum Vetter hat usw."

George schaute mich bei diesen Worten etwas stupid an, die Pointe war leider, wie immer, verloren gegangen, da George wieder einmal von Bucephalos und den anderen historischen Gäulen nie etwas gehört hatte. Gespannt schauten wir auf die Straße hinaus, den Herrn und Bändiger in spe unseres Relampago mit Sehnsucht erwartend. Da rattelte die Droschke zweiter Klasse „Bandera colorada" wieder vor und ihr entstieg Felix mit einem großen Paket unter dem rechten Arm.

Das Paket, das er eine Minute später mit höchst wichtiger Miene vor unseren staunenden Blicken öffnete, enthielt Marken, gebrauchte Marken, wie er sagte uralte Marken des Landes, welches unter der Dynastie Diaz sanft und ergeben schlummerte. Keine der Marken wäre unter vierzig Jahre alt, alle wären höchst selten und im

Schaubeckalbum mit drei Sternchen geschmückt, drei R.R.R. Ein ganzes Raritätenkabinett. George verstand etwas von Marken, wenigstens behauptete er es. Und George schmunzelte. Nun sangen wir alle drei, aber ohne den Mund aufzumachen, ein Opernterzett ungefähr folgenden Inhalts. Felix sang: Hurra! Der ganze Krimskrams kostet mich nicht einen Centavo und Relampago ist mein! George sang: Hurra! Relampago ist verkauft und ich nehme die besten Stücke für meine Sammlung! Ich sang: Hurra! Das Geschäft ist richtig, Relampago ist verkauft! Mein Fuchs hat sich in einen „Braunen" verwandelt.

Felix hatte es sehr eilig, da er wohl immer noch fürchtete, ich könnte vielleicht doch noch einen Zurückzieher machen, vergaß wieder seinen Kaffee zu bezahlen, stieg stolz auf seinen Thron und ließ Relampago den Zipfel der Peitsche fühlen. Das rührte Relampago jedoch absolut nicht. Er stelzte die Straße hinab der Alameda zu, die steifen Beine langsam und unregelmäßig vorwärts schiebend, wie es Freund Adebar gewöhnlich im Salat tun soll. Felix kehrte trotzdem nicht um, wie ich befürchtet hatte, sondern zog schleunigst mit seiner Beute ab. Vielleicht hatte er es mit der Angst zu tun, daß ich die gestempelten Papierstückchen doch noch nicht als volle Bezahlung ansehen und noch einen Fünf- oder Zehnpesoschein als Agio verlangen könne. Seine Befürchtung war grundlos.

Ich packte die alten Hidalgos, Juarez' und Maximilians sorgfältig zusammen, steckte das Paket in eine innere Rocktasche, George, der gleich etwas für sein Album haben wollte, auf später vertröstend. Dann fuhren wir nach der innern Stadt. Dort in einem Gewirr von engen Gassen lag ein kleiner, offener Platz, auf dem ein halbes Hundert oder so pittoreskes Gesindel hockte. Auch ein paar Polizisten standen gelangweilt herum. Dies war der Volador oder Diebsmarkt von Mexiko.

George mußte an der Ecke warten, da ihn vielleicht der Gauner erkennen und vorzeitig auskneifen konnte. Dann schritt ich mit musternden Blicken durch die Reihen der auf der Erde kauernden Gesellen und Megären und der zum Verkauf vor ihnen ausgebreiteten Waren. Schon nach wenigen Schritten hatte ich das historische Schachspiel, das noch keinen Käufer gefunden hatte, erspäht. Auf dem Kasten hatte der Spitzbube von Indio die Figuren kunstreich aufgebaut. Ich kauerte ebenfalls nieder und betrachtete das kleine Schaustück, dann packte ich die Figuren hinein, fragte nach dem Preis, erklärte mich mit der Antwort zufrieden und steckte das Kästchen vorläufig ein.

Mit zwei Pesos hatte der künstlerisch wenig gebildete Indianerjüngling das kostbare Kunstwerk bewertet. Dann rief ich George und einen Polizisten. Der Polizist kam zögernd, er hatte kein Interesse. Als der Nachkomme der Azteken das Wort Polizist hörte, sprang er mit affenartiger Geschwindigkeit auf und verschwand in der Menge. Wir hatten kein Interesse an seiner Person. Auf dem Platze, wo er vor einer Sekunde noch gehockt hatte, lag etwas, das auch in dem gemopsten Paket gewesen war und früher einmal an Georges schlanken unteren Extremitäten „geglänzt" hatte.

Der Polizist, der kein Interesse hatte, sagte, wir müßten mit nach der Comisaria gehen, damit ein Akt aufgenommen würde. Wir gingen mit ihm, wobei er, der Polizist, das angedeutete Kleidungsstück Georges über dem linken Unterarm baumeln hatte. Ich wollte den Kerl los werden und sagte ohne Betonung, so ganz nonchalant zu George: „Der Kerl von einem Spitzbuben von Indio scheint noch garnicht bemerkt zu haben, daß in dem Kleidungsstück ein Hundertpesoschein eingenäht ist." Der Jünger der heiligen Hermandad, für den diese laut geflüsterte Bemerkung berechnet war, hatte gespannt

zugehört. An der nächsten belebten Straßenecke war auch er plötzlich wie vom Erdboden verschlungen. Mit ihm natürlich Georges Beinkleid, aber der „Mohr" hatte ja seine Schuldigkeit getan!

* *
*

Auf Vera Cruz, dem östlichen Hafen des Aztekenlandes, brannte durch eine dicke, durch schlechte Düfte verpestete Luftschicht die Sonne mit Zentrifugalkraft herab, als unser Zug, durch die schmutzige Vorstadt sich windend, in die unscheinbare Bahnhofshalle einlief.

Vera Cruz ist Tierra Caliente, also Trope. Seine Bewohner sind Mischmasch. Seine Herrscher ein halbes Tausend schmutzige, halbverhungerte Aasgeier. Alles dies und noch mehr kann man ausführlich in Meyers Konversationslexikon nachlesen. Es ist jetzt keine Zeit dazu, näher auf dieses Prachtexemplar von paradiesischem Durcheinander von Kultur und Schmutz, Ultraeleganz und primitivstem Urzustand einzugehen, denn George hatte Hunger, Bärenhunger und noch mehr Durst. Georges Magen gebietet peremtorisch, dynastisch und diktatorisch.

Das Hotel ist voll von Reisenden, die sämtlich von Vera Cruz fort möchten, aber warten müssen, bis ein abgehender Dampfer sie mitnimmt. Von Vera Cruz möchte jeder gern fort, dafür sorgen schon das unerträgliche Klima, hunderttausend Milliarden von Mosquitos, unzählige schmutzige Bettlerhände und Hotelrechnungen, die das Winterpalacehotel an den Abhängen der Turbie zu „Monte" vor Neid erbleichen lassen könnten. Aber die Abfahrt der „Dordogne" ist erst am nächsten Sonntag fällig mit Bestimmung für Habana, Coruna und St. Nazaire. Also Paciencia, wie der Spanier so oft und gern sagt. Abends auf der Plaza dasselbe stereotype Treiben, das ich so oft schon erlebt habe. Von der Hitze des Tages und des Abends ermattete Menschen, herum=

lungernde Soldaten und Matrosen, eine unheimliche Menge mehr oder weniger verführerischer Geishas, viel, sehr viel Bettler und dazu eine gen Himmel schreiende Musik, die natürlich wieder „Über den Wellen" verzapft. Hier haben ja die Wellen etwas mehr Berechtigung, aber selbst einen, wie von einer Kruste überzogenen, nach Erquickung und Reinlichkeit lechzenden Europäer kann und muß dieses melodische Dauerwellenbad in eine gelinde Raserei versetzen.

Auf einer Bank vor dem Hotel unter den Arkaden sitzt ein alter General, einer von der Legion Generale, die in Mexiko die Majorität der Heereseinteilung bilden. Ein alter Bekannter von mir, der alte General Gomez, mit seiner wirklich liebreizenden Tochter. General Gomez ist in Merida zu Hause, der Generalissimus Don Porfirio hat ihn hierher berufen, wie er zaudernd und stockend erzählt. Diese Berufung ist voll von Fragezeichen und peinigt den alten Herrn. Was will man von ihm in der Hauptstadt? Er ist sich keines Pronunciamento bewußt, aber er hat Feinde. — Jeder General hat Feinde in Mexiko. Die Tochter sprach wenig, ihre schwarzen Augen schweifen interesselos über die Plaza, ihre feinen leichtgebräunten Hände manövrieren mechanisch mit der großen Waffe der Triguena, dem Fächer. Zehntausend Vögel scheinen die Palmen und Plantanen der Plaza zu bevölkern, ein wirres Gezwitscher und Gepiepe aus zehntausend unermüdlichen Kehlchen wetteifert mit und übertönt beinahe in einer Art von unlauterem Wettbewerb die Klarinetten und Pistons der Militärkapelle.

Die Tage bis zum Sonntag schleichen dahin mit Essen und Trinken, Siestas und Refrescos. Die endlosen Nächte vergehen bei schlummerlosem, qualvollem Hin- und Herwälzen unter den dunstigen, staubigen Mosquitovorhängen der matratzenlosen Betten. Morgen mittag um zwölf soll die „Dordogne" die Anker lichten.

Seit gestern abend ist General Gomez verschwunden. Die arme Senorita irrt wie ein geängstigtes Vögelchen auf den Korridors hin und her. Ihre fragenden, angstvollen Blicke richten sich auf jedes Vorübergehenden Auge. Wo ist der Vater? Was ist mit ihm geschehen? Hat dieser Monstre, dieser Vampyr von Don Porfirio, in ihrem alten, harmlosen Vater ein neues Opfer gesucht und gefunden? Der Wirt, ein alter Spanier, der Bescheid weiß, sagt uns: „Wenn Sie morgen am alten Fort da draußen vorbeifahren und plötzlich an den Felsen ein unbestimmtes Etwas plumpsen hören, dann sollte es mich nicht Wunder nehmen, wenn es der gute, alte General wäre, den sie wie eine Katze im Sack ohne Zeugen ersoffen hätten. Er wäre nicht der erste und würde nicht der letzte sein. Wo kein Kläger ist, da ist kein Richter. Die Haie werden ihre Pflicht tun, ebenso gut, wie die Aasgeier es in den Straßen dieser guten Stadt tun."

George und ich sitzen unter den Arkaden unseres, nun gut, sagen wir Hotels und schaudern vor dem Gedanken, noch einmal in diesem Höllenparadies, Vera Cruz genannt, schlafen zu müssen. Wahrlich, niemand wandelt ungestraft unter Palmen. Auf der Straße vor uns dasselbe lässige Treiben wie an allen vorigen Abenden. Wir schlürfen durch geknickte Strohhalme unsere Refrescos, die alles andere nur keine Erfrischung sind, da sie verzweifelt an Warmbier erinnern. Alle Augenblicke oder so fällt ein von der Hitze übermannter Mosquito in das Glas und muß dann sorgfältig herausgefischt werden. Das ist auch eine Unterhaltung, wenn man nichts anderes zu tun hat. George schweigt sich wie immer aus. George ist kein Rednertalent. Ich suche ihn zu unterhalten, indem ich auf den verschwundenen General zurückkomme und ihm erzähle, wie Don Porfirio es fertig gebracht hat, in diesem Lande, diesem wahren Revolutionsherd

par excellence, nun schon über zwanzig Jahre unumschränkt und ungehindert zu herrschen.

„Weißt Du", sage ich, „wenn ihm irgend einer unbequem erscheint, oder ihm schlauer dünkt, als er selber ist, oder er irgendwie in ihm eine Konkurrenz wittert, dann schickt er den eventuellen Gegner ganz einfach als Gesandten nach Berlin oder Peking, oder aber, falls dies nicht angeht, ladet er ihn unter irgend einem Vorwande ein. Ist der Betreffende so harmlos, in die Falle zu gehen, dann wird er verhaftet und nach dem Gefängnis transportiert; auf dem Transport gibt man dem armen Teufel eine schöne Gelegenheit zum Entfliehen. Ist er dumm genug, darauf einzugehen, so ist der Vorwand gefunden und man erschießt ihn simplement et purement. Alle Welt ist zufrieden, der Gerechtigkeit ist Genüge getan, Don Porfirio ist einen Rivalen los und Tote reklamieren nie." Ich war sehr stolz auf meine rhetorische Leistung und wartete auf Georges Entrüstungsbemerkung; aber George war gar nicht entrüstet. Als ich nach seiner Seite des Tisches hinüberblickte, fand ich zu meiner Entrüstung, daß George während dieser, meiner höchst gelehrten Auseinandersetzung sanft entschlummert war. Er saß zurückgelehnt mit offenem Munde da. Wenn George mit offenem Munde dasitzt, so sieht dies sehr komisch und auch sehr wenig geistreich aus. Irgendwo in dieser Erzählung habe ich behauptet, daß George dem hochseligen Prinzen von Coburg sehr ähnlich sähe. Ich nehme dies hiermit zurück. Es wäre eine Beleidigung für Seine Königliche Hoheit. Ich habe nie ein Bild gesehen, auf dem Prinz Albert mit offenem Munde dagesessen hätte, aber vielleicht hat sich der Prinz auch dann nicht photographieren lassen, wenn er gerade den Mund auf hatte. Dabei fällt mir ein, daß es damals, glaube ich, überhaupt noch keine Photographien gab, aber der Abend ist so heiß und dunstig, daß an die geistige Regsamkeit

meinerseits oder überhaupt jemandesseits keine großen Ansprüche gestellt werden dürfen.

Vis-à-vis ist ein kleines Variététheater mit goldstrotzendem, laut schwatzendem und anpreisendem Portier an der Tür, der aber, weil es heiß ist, keine Stiefeln an hat. Vielleicht besitzt er auch gar keine. Auch Kinobilder sind dort zu sehen. Wie der Portier mit Stentorstimme über die Straße rief, und zwar immer in meiner Richtung, da er mich für zahlungsfähiges Publikum zu halten schien, wurde vorgeführt: „Ein Fest bei den Cowboys in Texas", „Ein Stierkampf in Sevilla", „Humoristisches Rekrutenexerzieren" und der Nachmittagskorso auf dem Paseo in Mexiko. „Soeben aus der Hauptstadt angekommen" fügte er hinzu. Der Korso interessieret mich, da ich in unbewachten Augenblicken immer noch sehr viel an meinen guten Relampago dachte. Den Korso wollte ich mir also auf der Leinwand vorführen lassen.

„George", sagte ich, „willst Du mit rüber in den Kintopp gehen?" George antwortete nicht. Er hatte immer noch den Mund weit offen und schnarchte ein wenig. Obgleich ich auch damals schon den Pumphosen entwachsen war, war ich doch manchmal zu jugendlichen Streichen aufgelegt und markierte gern und oft den männlichen Backfisch. Ich nahm also ein Stückchen Zucker von dem Tellerchen auf dem Tisch und beschloß, es George im geeigneten Moment beim Vorübergehen in den offenen Mund zu praktizieren. Vorher mußte ich jedoch den Kellner bezahlen, da es George ja doch nicht getan hätte. Der Kellner kam nicht gleich, ich mußte warten.

— — — — — — — — — — — — — — —

Im Kino waren nur wenig Leute. Nur die billigen Plätze waren teilweise besetzt. Mit feierlicher Grandezza wurde ich in die allererste Stuhlreihe, „Fauteuils d'orchestre" genannt, geleitet. Alle Blicke ruhten auf mir und ich fühlte mich sehr gehoben und war sehr stolz.

Jetzt fing der Motor zu surren an und der Korso begann. Erst einzelne Wagen, dann ganze Rudel aller möglichen und unmöglichen Vehikel, viele bekannte Gesichter in ihnen, dann ein großer, plumper Familienlandauer, eine Art Arche Noah auf Rädern. Darin auf dem Rücksitz eine sehr schön aufgemachte ältere Senora. Neben ihr und vis-à-vis drei ebenfalls sehr schön aufgemachte liebliche Töchter. Mama und die drei Senoritas warfen verheißungsvolle Blicke nach allen Richtungen, wo sich nur ein wahlberechtigter Seladon zeigte. „Nehmt uns doch, greift doch zu, hier sind wir ja, alle drei sehr schön, sehr elegant, sehr heiratslustig und heiratsfähig, zum teil, hélas, schon sehr, sehr heiratsfähig."

Da gibt es plötzlich eine allgemeine Panik, ein sauve qui peut. Alles rennet, rettet, flüchtet. Der Kutscher des alten Landauers fällt vor Schreck beinahe vom Bock und auf seine dicken Rosinanten. Da schießt ein scheu gewordener Gaul mit einem kleinen Wägelchen, das nur noch teilweise in Verbindung mit ihm steht, mitten durch das Gewirr. Auf dem Wägelchen, krampfhaft in die Zügel greifend, ein schicker Jüngling! Mein Herz stockt beinahe vor Erregung und freudigem Wiedersehen! Das war ja Relampago, mein braver Relampago, der das Rennen sicher und die Avenida unsicher machte!

Dann nahm der langweilige Korso wieder sein gewohntes Hundetrabtempo auf. Da ich keine Lust hatte, in dem dumpfen Lokal mir das altgewohnte Schauspiel länger anzusehen, wollte ich mich erheben, als ich bemerkte, daß sich in diesem Augenblicke mit sehr viel Sorgfalt eine mir nicht gehörende Hand in meine linke Jackettasche senkte. Ich schaute mir nun den Mestizenjüngling, der mit dieser Hand im Zusammenhang stand, an. In meinen Taschen etwas Wertvolles zu suchen, das erschien mir von der größten Komik. Da war wohl der „Fauteuil d'orchestre" daran schuld, der hatte seinen

Nimbus um meine Person gewoben. Ich ließ den hoffnungsvollen jungen Mann, den ich im ersten Moment am Arme gepackt hatte, wieder los und bat ihn, sich einige Sitze weiterhin zu plazieren.

Aber jedes Ding, selbst das unscheinbarste, hat im Leben einen guten Zweck; denn wenn dieses Intermezzo sich nicht ereignet hätte, dann hätte ich eine große Freude verpaßt. Denn gerade, ehe noch der Korsofilm sein frühzeitiges Ende fand, kam mein lieber, guter Relampago wieder zurück, diesmal moderato, sehr moderato. Ein Kant, ein Hegel, ein Spinoza, philosophengleich die Denkerstirn gesenkt, schritt er daher. Oder war es Trauer um sein verlorenes Herrchen?

Ich vergaß für den Augenblick ganz, daß es nur ein Kino-Relampago war und sprang freudig erregt auf. Das Geräusch dieser plötzlichen Bewegung mochte ihn wohl aus seiner Träumerei aufgeschreckt haben, denn er hob den Kopf, schaute mich mit großen Augen an, erkannte mich und mit zitternden Knieen kam er auf mich zu, der gute, dankbare Relampago, und leckte mir die ausgestreckte Hand. Soviel Liebe und Anhänglichkeit riß mich hin. Ohnehin hatte ich bereits des öfteren bereut, das brave Tier verschachert zu haben. Ich nahm seinen Kopf in beide Hände und küßte ihn liebevoll auf das samtweiche Maul. Ein langer, hingebungsvoller Freundes- und Dankeskuß war es! . . . . . .

Ein homerisches Gelächter erscholl um mich her, verdutzt schaute ich auf, ein kleines Hundert lachender Mitmenschen mit weißem, dunkelweißem, grauem, gelbem, braunem, rötlichem und schwarzem Teint umgab mich im Halbkreis. Sie lachten laut, auf spanisch. Auf spanisch lacht man in „carcagadas“, was unübersetzbar ist. Die Deutschen schütteln sich vor Lachen oder lachen sich halbtot. In Köln lacht man sich „kapott"! Chacun à son goût!

George lachte auch laut auf: „Na, das ist gut", kreischte er, „der olle Gaul wird Dir noch die Finger abknabbern, den Zucker hat er Dir schon aus der Hand herausgeholt. Na, und dann erst der Fünfminutenbrenner, es ist zum Quieken!" Noch ganz dösig von dem plötzlichen Schreck fing ich an, die seltsame Szene zu realisieren. Da stand immer noch dicht vor mir, beinahe Kopf an Kopf, der Gaul und schleckte mir mechanisch und wollüstig die Hand, es mochte wohl noch etwas von der Handwärme geschmolzener Zuckersaft darin sein. —

Aber es war nicht mein guter Relampago, sondern nur der etwas schäbige Gaul eines berittenen Vera Cruzer Schutzmanns, der in die Hotelkneipe gegangen war, um irgend etwas zu genehmigen und der das Tier auf dem Trottoir einfach stehen gelassen hatte.

Ärgerlich und enttäuscht sagte ich zu George: „George, Du bist ein alter Esel, komm wir wollen in unsere Mosquitokiste klettern, wir müssen morgen früh aufstehen und um zehn Uhr an Bord sein, um zwölf Uhr segelt unsere Arche."

* * *

Die Sonne brannte heiß hernieder und brütete geschäftig Milliarden von Miasmen aus, als die „Dordogne", mit der Trikolore am Mast, mit kurzen Schraubenschlägen träge in die dicken Fluten des Golfs steamte. Ein Rudel fetter, kurzatmiger Haie sielte sich daneben her, sich gierig um die Küchenreste balgend. Als diese alle waren, machte einer nach dem anderen von ihnen wieder kehrt und wälzte sich wieder dem Hafen zu; nur einige wenige Optimisten gaben das Rennen noch nicht auf, und folgten, da, wie es immer der Fall ist, einige der Passagiere Schießübungen auf die lieben Tierchen veranstalteten, mehr oder weniger „errötend" der „Dordogne" Spuren.

Terra Firma verschwand jetzt unseren Blicken.

Adieu Mexiko, Zerrbild eines Freiheitsstaates, Karikatur von Republik, wie alle anderen deiner Schwestern spanisch-lateinischer Mache.

Res Publica! Schönste und idealste Staatsform .... in der Theorie! Was bist du in der Praxis geworden! Menschenselbstsucht, Menschennichtswürdigkeit und Menschenunvermögen haben die Göttin der Freiheit zur Dirne besudelt. Res Publica .... o jerum, jerum, jerum, o quae mutatio rerum .... publicarum!!!!

Als ich George diesen schönen lateinischen Satz beim Verlassen des Aztekenreiches vordeklamierte, starrte er mich nur geistesabwesend an und äugelte dabei nach einem alten fetten Wansthai, indem er seine rechte Hand immer in der hinteren rechten Hosentasche versteckt hielt. „George", sagte ich, „was hast Du denn da hinten in der Tasche? Drückt Dich etwas? Hast Du Hüftschmerzen, daß Du ein so merkwürdiges Gesicht schneidest?" George lächelte nur verlegen.

Es war mir schon aufgefallen, daß er, seitdem die Haie in Szene getreten waren, eine himmelhochjauchzende und zu Tode betrübte Miene machte. Nach kurzem Zögern zog er auf meine wiederholte Frage ein ziemlich großes Lederfutteral hervor, das sich nach verschiedenen Aufknöpfungen als eine etwas unhandliche, große Remington-Pistole entpuppte. George war blutdürstig, George war auf dem Kriegspfade. Er wollte und mußte, das war klar, dem nichtsahnenden, vesperhungrigen Haipapa das Lebenslicht ausblasen.

„George", fragte ich ihn, „wo hast Du denn die Pistole her?" George gestand. Er, der ein Freiheitskämpfer werden wollte, mußte doch eine Pistole haben. Das kann man doch in jedem Nick Carter Schundbüchlein nachlesen. Da hatte das unersetzliche historische Schachspiel herhalten müssen und hatte sich, da bekanntlich „exchange" no „robbery" ist, per Tausch in dieses

Requisitenstück von Pistole verwandelt. Die alte Geschichte vom Hans im Glück!

Die Abendtafel unten im großen Salon war vollbesetzt. Spanier, die nach der Pyrenäenhalbinsel als gemachte oder „gemachte“ Leute zurückkehrten, ebensolche, die unter die spanischen Fahnen in Cuba mußten, Franzosen, Deutsche und Amerikaner, ein schwimmendes Babylon. In einem halben Dutzend Sprachen wurden die Zustände auf unserer nächsten großen Station Cuba be- und verhandelt.

George war kein Redner, aber er war sehr interessiert. Jedesmal, wenn einer der Wortführenden sich für die Cubaner begeisterte, stieß er einen etwas unverständlichen gutturalen Zustimmungsruf aus und fuhr dabei enthusiastisch und instinktiv nach dem Dinge in der rechten hinteren Hosentasche.

Die Spanier waren in der Mehrheit und George wurde wieder kleinlauter, da er bemerkte, daß seine Beifallsrufe kritisch bemerkt wurden. George liebte es, nie auf der Minoritätsseite zu sein. Der Amerikaner sagt: „It is always safe, to be on the safe side.“ George blieb also auf der sichern Seite, schwieg, vernachlässigte die hintere rechte Hosentasche und benutzte die Hand, um seinen Mund mit Beefsteak zu füllen. Einer der Herren wußte etwas, jemand hatte es ihm gesagt. Es würde in allernächster Zeit etwas passieren, das der ganzen Sache auf Cuba eine Wendung geben würde. Die Yankees würden gezwungen werden, offen und ganz für Cuba einzutreten und Spanien den Krieg zu erklären.

Diese Andeutungen verblüfften etwas, klärten aber nicht auf. George schien überhaupt nicht recht zu wissen, von was die Rede war, denn er kaute unermüdlich, machte sich unzählige Käseweißbrote und stürzte immer ein Glas Rotwein nach dem andern hinunter.

Der Wein auf den französischen Dampfern kostet be-

kanntlich nichts. Er ist „à discretion“, wie die Pariser Restaurateure sich elegant und diskret ausdrücken.

Am nächsten Tage waren immer noch einige Haie da, wahrscheinlich wegen des zweiten Frühstücks. Wo die nur geschlafen haben mochten!

Jetzt, wo George seine blutgierige Waffe nicht mehr zu verheimlichen brauchte, fuchtelte er fortwährend damit in der Luft herum. Er schoß nach den Haien, traf aber keinen! Ich sagte George, es hätte ja doch keinen Zweck, Haie zu schießen. Haie sind uns geistig überlegen!! Ich habe schon oft Haie schießen sehen, manchmal waren auch gute Schützen da, die die Haie wirklich totschossen. Aber was machten die Luders dann? Sie drehten sich ganz einfach um und schwammen auf dem Rücken weiter. —

Als George endlich das Vergebliche seiner Bemühungen eingesehen hatte, ließ er die Haie in Ruhe und richtete seine Projektilversuche auf den großen Mast, er traf ihn aber nicht. Immer wenn George nach dem großen Mast zielte, drehte sich der große Mast nach rechts oder links, die Kugel ging daneben und es blieb nur ein Loch in der Atmosphäre übrig. Aber etwas schoß George doch!

An einem Haken hinter dem großen Mast hing ein etwas dürrer, gefrorener argentinischer Hammel. Er sollte dort auftauen und tat dies auch, tropfenweise. George meinte, er schwitze. Den Strick, mit dem dieser Antipode an dem Haken befestigt war, traf Georges sichere Kugel und der Hammel fiel mit lautem Gepolter tot auf das Deck.

George war der Held des Tages, aber, da keiner von den Passagieren nach dem Abtreten des Hammels in die Küche dessen Stelle einnehmen wollte, wurde das Deck merkwürdig leer. Nach wenigen Minuten hatten George und ich das Deck so ziemlich ganz allein für uns.

Am Abend kurz nach Dunkelwerden kam die blaue Kettenlinie der Perle der Antillen in Sicht. In den Tropen wird es bekanntlich sehr schnell dunkel, wie die Natur das macht, weiß ich nicht. Eben ist es noch ziemlich hell und innerhalb einer Viertelstunde ist es schon ganz dunkel, manchmal stockdunkel.

Wir standen alle auf Deck und spähten nach der Hafeneinfahrt. Des alten Morro graue Umrisse zeichneten sich nur unbestimmt in der fahlen, armseligen Himmelsbeleuchtung des Februarabends von seiner Umgebung ab. Nur wenn der Scheinwerfer oben in seiner Glashülse auf unserer Seite war, konnte man die Hafeneinfahrt und ihre Umgebung etwas deutlicher erkennen.

Die „Dordogne", die sich an einen kleinen Dampfschlepper gehängt hatte, strich inzwischen durch die schmale Einfahrt dem Hafen zu.

George und ich saßen auf der Reling und ließen die Beine baumeln. Schon waren die trüben Lichter der Kailaternen sichtbar, als eine furchtbare Detonation die Luft und sämtliche Fensterscheiben Habanas und Umgegend erbeben machten, wobei die Fenster sämtlich zerbrachen, sofern sie nicht gerade offen standen.

Aber nicht nur die Luft, sondern auch das Wasser wurde minutenlang aus seinen Raumbehältnissen verdrängt. Die „Dordogne" machte derartige Schwankungen, daß George und ich, die wir ahnungslos auf der Reling saßen, uns einen Augenblick nach dem furchtbaren Knall nach rückwärts konzentrierten und in das feuchte Element, gänzlich unvorbereitet wie wir waren, im lebhaften Schwunge flogen.

Prsch! . . . Pschsch! . . . Pitsch-patsch . . . . George, George, Georrrrge are you there? Allright, old boy! Prrrrrsch! . . Prrrrsch! . . Piff-paff . . . Bummmm . . . Bummmmm . . . .

Por aqui! Cuidado, mucho cuidado!

Jemand zog mich am Krips in ein Boot, naß wie eine Wasserratte schüttelte ich mich und ließ mich erschöpft auf die einzige Bank des kleinen Hafenbootes nieder, in dem ich zu meinem freudigen Erstaunen meinen Freund George, dessen lange Beine über den Bootsrand ins Freie baumelten, bereits vorfand. Seine rechte Faust umklammerte krampfhaft sein Schießeisen. Ich war sprachlos. Hatte George während seines kurzen, unfreiwilligen Bades schon wieder versucht, Haie zu massakrieren? Oder hatte er die grimmige Mündung seines Kuchenreuters auf die grauen Mauern des Morro-Forts gerichtet, um dergestalt gleich bei seiner Ankunft den Kampf gegen die Veste der verhaßten Spanier zu starten?

George hatte die Lider halb geschlossen und schien keine Lust zu haben, Konversationsübungen irgend welcher Art zu veranstalten.

„George", fragte ich zum zweiten Male, „warum hast Du denn die Pistole in der Hand? Gegen wen sind denn Deine Mordgedanken gerichtet?" Seine Blicke streiften mich verächtlich. „Dummer Kerl", brabbelte er, „wenn ich nicht Alarm geschossen hätte, würde uns dieser Dago da im Wasser doch nicht entdeckt und aufgefischt haben. Ich bin Dein Lebensretter und wenn ich nicht so viel Geistesgegenwart gehabt hätte, schwämmen wir vielleicht jetzt schon irgendwo im Golf von Mexiko herum."

Nach einer Viertelstunde oder so kamen wir glücklich ans Land, aber auf der verkehrten Seite, dort wo sich die Habaneser Köter „Gute Nacht" sagen. Triefend und fröstelnd liefen wir in kurzem Hundetrab immer am Ufer entlang im weiten Umkreise um den innern Hafen. George trug seine Alarmkanone liebevoll in der Hand, da er fürchtete, daß sie in der nassen, rechten hinteren Hosentasche rosten könnte.

Je mehr wir dem eigentlichen Hafen näher kamen, desto mehr aufgeregten Menschenmassen begegneten wir.

Wir fragten wohl ein dutzendmal, was eigentlich los sei, und was dies für ein furchtbarer Knall gewesen wäre. Niemand wußte etwas rechtes oder wir verstanden das grauenhafte Mischmasch von Dialekten nicht, das die Leute, die sich da herumtrieben, sprachen. Endlich klärte uns ein Marinesoldat auf: Das amerikanische Schlachtschiff „Maine“, das seit längerer Zeit im Hafen von Habana lag, war explodiert und mit Mann und Maus in die Luft geflogen!

Auf Schritt und Tritt, je mehr wir vorwärts drangen, Trümmerhaufen, Glasscherben, Gliedmaßen!

„George“, sagte ich, „begreifst Du nicht, Mensch, hier ist etwas Furchtbares passiert!?“ George antwortete nicht, sondern stierte nur vor sich hin, schlotterte mit den Beinen und hob seine Pistole, als wenn er irgend jemand schießen wollte. „George“, sagte ich, „mach keine Dummheiten und schieße keine Königlich spanischen Laternenpfähle tot. Hebe Deine Heldentaten auf, bis Du weißt, gegen wen sich Deine sicher treffende Kugel richten soll. Erinnerst Du Dich daran, was der Kerl auf dem Dampfer gesagt hat? Nicht die Spanier haben das Schiff in die Luft gesprengt, sondern diese infamen rascals von Cubanermulatten haben dieses nichtswürdige Verbrechen begangen, um die Yankees zu zwingen, für sie die Kastanien aus dem Feuer zu holen.“

George schien mich auch diesmal nicht zu verstehen, aber tat mir endlich nach nochmaligem Bitten den Gefallen, die Waffe zu senken und ihre Mündung nach dem weniger empfindlichen Steinpflaster der Kaieinfassung zu richten. Der „Dordogne“ war es noch nicht gelungen, die gewohnte Landungsstelle der Dampfer der Compagnie Générale Transatlantique zu erreichen. Das im eigentlichen Hafen herrschende Chaos, die durch den Pulverdampf fast undurchsichtige Atmosphäre und das Verlöschen der Hafenlichter verhinderten sie daran.

Trotz unserer unfreiwilligen Eskapade waren wir früher zur Stelle als sie. Wir mußten in dem Menschengewühl, in der stickigen Luft und in unseren pitschnassen Kleidern geduldig warten, bis endlich nach einer langen Stunde der große Kasten unter diesen schwierigen Verhältnissen langsam an seine Ruhestelle bugsiert war.

Niemand hatte uns vermißt. Wir holten uns unser Gepäck und wanderten mißmutig und schlotternd durch die engen Gassen einer gastfreundlichen „Bleibe" zu. Ich trug mein kleines Handköfferchen und George ein Zeitungspaket, das seine sämtlichen Habseligkeiten enthielt.

George war nicht mehr in sein mexikanisches Heim zurückgekehrt, es hätte doch keinen Zweck gehabt, da er doch seine Pensionsrechnung nicht hätte bezahlen können. Der Chinese, der in der Stadt Mexiko sehr oft unsere gute, gemütliche Waschfrau vertritt, hatte ihm im Austausch gegen ein Paar Manschettenknöpfe mit großen Hufeisen und einem Pferdekopf, das „andere" Hemd und die zwei Kragen ausgeliefert. Das eine hatte George an.

Auf einmal blieb ich wie vom Schlag getroffen stehen. „George", schrie ich auf, „das Paket mit den uralten Hidalgos! Ich glaube, ich habe das Paket verloren. Ich hatte das Paket auf der Brust. Es drückte mich immer, nicht nur auf die Brust, sondern auch aufs Gewissen, dieser schmähliche Lohn für den guten Relampago. Aber jetzt atme ich freier, mein Gewissen ist erleichtert, mir ist ein Stein vom Herzen gefallen."

George stierte mich wieder teilnahmslos an, dann aber brach er vorwurfsvoll in die Worte aus: „Und ich komme um meine Marken, die Du mir versprochen hast. Jetzt sind wir quitt und ich brauche Dir die fünf Pesos nicht wiederzugeben." Ich sah die Logik nicht ein, aber ich schwieg, denn die Wucht des Schlages war zu groß.

Weiter ging's durch die engen Gassen, die jetzt fast menschenleer waren. Endlich war das Theater und ein

paar hundert Schritte weiter auch die Plaza erreicht. Da lag das Hotel de Inglaterra, in dem ich schon manche schlaflose Nacht verbracht hatte; dafür sorgten schon die Milliarden Moskitos, die dumpfige Luft, die schlechten Betten und das unermüdliche Gedudel von einem halben Dutzend unharmonisch durcheinander spielender Kapellen, euphemistisch ausgedrückt, der umliegenden Kaffeehäuser.

Ein Zimmer mit zwei Betten? Ja, das konnten wir noch haben. Das Hotel wäre überfüllt der vielen spanischen Offiziere halber, die dort logierten. — Für fünf Pesos den Tag pro Person inklusive der Mahlzeiten.

„George", fragte ich, „hast Du Geld?" George hatte kein Geld, aber er meinte, das könnte ich ja von den fünf Pesos abziehen. Georges Logik war mir wieder unklar, aber ein Umkehren gab es doch nicht, und dann mußten wir doch auf alle Fälle aus den nassen Kleidern kommen. Beim Umkleiden fand ich zu meiner Überraschung auch das in Ölpapier gepackte Markenpaket wieder. Es war bei der Schwimmtour von selbst aus Selbsterhaltungstrieb auf meinen Rücken gerutscht, deshalb hatte es mich und auch mein Gewissen nicht mehr gedrückt; denn dort auf der anderen Seite logierte ja mein Gewissen nicht.

George wechselte auch das „andere" Hemd, zog das eine aus und hing es zum Trocknen auf.

„George", fragte ich, „hast Du Hunger?" George murmelte etwas wie „selbstverständlich", und da ich selbst Hunger hatte, konnte ich ihm doch keine Vorwürfe machen. Im Hotel gab es nichts mehr und so gingen wir hinunter nach der Plaza, um dort noch einige Sandwichs aufzutreiben. Auf der Plaza herrschte ein buntes Treiben, als wenn nichts vorgefallen wäre. Die Leute, die sich nachtnächtlich um dieses Sodom und Gomorra von Plaza herumtreiben, kann nichts aus der Fassung bringen. Sie haben nur ihre Spezialinteressen und diese sind, die Nacht

tot zu schlagen. Bei Tage schlafen sie, um so diese für sie unverständliche und nutzlose Spanne Zeit hinter sich zu bringen, da in Habana nur die Nacht mit ihrer verhältnismäßig möglichen Temperatur und Lebensgewohnheit ihnen die Genüsse bietet, nach denen sie heischen.

Musik, infernalische Musik, Tanz, Alkohol und Kokotten, das ist alles, für was sie Sinn haben und für was sie leben und streben.

Elektrische Bogenlampen bescheinen mit ihrem bleichen Lichte die mageren Palmen und den endlosen Totenzug, der so viel Leben verspricht, und doch nur dem Verderben und Verdorren unabläßig, langsam aber sicher, entgegenzieht. In hundert Kaleschen aller möglichen Kaliber zieht er lautlos, doch aufdringlich vor den zynischen und kritischen Blicken der tausend dichtgedrängt vor den Cafés sitzenden „Herren der Schöpfung" vorbei, immer und immer wieder, bis einer nach dem anderen dieser Ausstellungskasten des Lasters um diese oder jene Ecke in eine der dunklen Seitengassen verschwindet, um sich wieder in seiner Höhle zu verkriechen, immer in der Hoffnung, daß sich kauflustige Liebhaber ihnen nachschleichen werden. George und ich saßen also vor einem Café und aßen zierliche Sandwichs. George sah alle die Äußerlichkeiten, die ich eben so poetisch und philosophisch skizziert habe, mit keinem Auge. George war damals schon Philosoph, ich bin es erst später geworden. Mit fünfzig Jahren wird man gewöhnlich Philosoph. George war mehr in sich gekehrt, er interessierte sich mehr für seinen inneren Menschen. George aß Sandwichs.

„George", sagte ich, „diese zierlich belegten Butterbrote hat uns der Ganymed auf dieser Riesenplatte, in dieser Riesenauswahl und in dieser Riesenanzahl doch nur zur gefälligen Auswahl hingestellt. Es liegt doch absolut keinerlei amtliche Vorschrift oder moralische Verpflichtung unsererseits vor, dieser Proviantkolonne den Garaus zu

machen. Schau Dir doch das bunte Treiben an, das ist doch sehr interessant. Du weist doch, daß Habana nachts ein zweites Paris ist."

George kaute und sah mich vorwurfsvoll an. Irgend ein Weiser des Altertums, ich glaube Pythagoras, hat einmal den folgenden kurzen Satz aus „Büchners Geflügelte Worte" zitiert: „Störe meine Zirkel nicht". Es war nicht Georges Force zu zitieren. Er legte alles in seine Blicke, und diese Blicke sagten deutlich: „Störe mich nicht beim Essen, es sind doch nur noch ein paar Sandwichs da und ich kann es nicht über das Herz bringen, dem jungen Mann von Kellner etwas zurückzugeben. Ich mache Tabula rasa!"

Als die letzte Weißbrotschnitte hinter Georges weißen Zähnen verschwunden war, sagte George, er hätte nach den vielen Sandwichs Durst bekommen. Bei George wechselten Hunger und Durst in bunter Reihe ab. Als er die Riesenschwedenplatte gehörig begossen hatte, George ist nämlich so prominent auch in Trinken wie Krupp in „Essen" ist, war er endlich so gnädig, auf mein wiederholtes Drängen hin aufzubrechen.

Das Bezahlen überließ er mir und auch das Trinkgeld. Ich sagte nichts; denn sonst hätte er mir sicherlich schnippisch erwidert, ich solle doch die Zeche von den negativen fünf Pesos abziehen.

Als wir glücklich im Bette waren, sagte ich: „Ich gedenke, wie Wallenstein, einen langen Schlaf zu tun. Aber wir dürfen das Frühstück nicht verschlafen, das ist im Pensionspreis mit einbegriffen und das dürfen wir dem Wirte nicht schenken. Du mußt mich also wecken, vergiß das nicht, George."

Als ich am nächsten Tag erwachte, bimmelte es gerade Mittag. George hatte mich nicht geweckt. George schnarchte noch. Da saß er in seinem Bett in einer halbkauernden

Stellung mit angezogenen Knieen, mit offenem Munde da und schnarchte.

Ich habe irgendwo gesagt, daß ich irgend einmal eine Ähnlichkeit zwischen ihm und dem hochseligen Prinzen von Coburg herausgefunden hätte. Ich nehme dies jetzt ganz definitiv zurück, es wäre eine Majestätsbeleidigung. Ich bin sicher, daß der Gemahl Ihrer Majestät der Königin Viktoria niemals zusammengekauert mit hochgezogenen Knien und offenem Munde geschnarcht hat.

„George", schrie ich auf und rüttelte ihn dabei, „Du hast mich ja nicht geweckt!" George fuhr zusammen, klappte den Mund zu, klappte ihn wieder auf und brummelte mürrisch: „Dummer Kerl, wie kann ich Dich denn wecken, wenn Du mich nicht weckst."

Ich legte diese Logik zu der Fünfpesoslogik und sagte nur: „Nun aber hurry up, George, sonst kriegen wir auch nichts vom Mittagessen." Das half, in zehn Minuten saßen wir unten im Comedor und George achelte. Ich auch.

Im Saale war die gewohnte gemischte Gesellschaft, wie man sie eben in transatlantischen Zentralhäfen findet. Diesmal war sie noch gemischter. Beim Dessert kam man ins Gespräch. Man hatte uns vorher schon aufmerksam und neugierig betrachtet, hauptsächlich George. Ich glaubte wegen seines Riesenappetits. Aber man täuscht sich oft über seine Mitmenschen, man ist selbst eitel und traut seinen Mitmenschen, besonders seinen Kameraden, nie etwas besonderes zu, während man sich selbst für den Mittelpunkt des Weltalls hält.

Die Liebenswürdigkeit der vielen am Tische sitzenden Herren, besonders der Häuptlinge der Habaneser Freiwilligenkorps, die damals noch zu den Spaniern hielten, und der spanischen Offiziere wandte sich George in reichem Maße zu. Zuerst begriff ich nicht recht warum. Sollte die Ähnlichkeit Georges mit Seiner Königlichen Hoheit

auch diesen exotischen Herren aufgefallen sein und sollten sie in ihm vielleicht einen englischen Prinzen vermuten? Das war meine erste Idee. Später wurde ich über den wahren Sachverhalt aufgeklärt. Ich bin ein guter Kerl und will deshalb auch meine lieben Leser nicht lange auf die Lösung warten lassen, sondern sie gleich aufklären.

George las eigentlich nie Zeitungen, d. h. Zeitungen im eigentlichen Sinne. Aber George hatte seinen „Koffer" mit heruntergebracht, nämlich das Zeitungsblatt, in dem er das „eine" Hemd und die beiden Kragen verpackt hatte. Dieses Zeitungsblatt war zwar nur die rote berüchtigte „Police Gazette" von Neuyork, die amerikanische Kusine des „Neuen Wiener Illustrierten Extrablatts".

Aber da die „Police Gazette" und ihre Tendenz bei den Hispaniolen und Cubanesen nicht bekannt war, englisch gedruckt, also amerikanisch und illustriert war, gab dies zu allerlei Kombinationen unter den Herren der Tischrunde Veranlassung. Man kombinierte, daß George der Spezialkorrespondent einer bedeutenden amerikanischen illustrierten Zeitung sei, dem man Hochachtung schulde.

Jeder Kriegsmann ist eitel, um wieviel mehr ein kastilianisch parlierender Marsjüngling. Man konnte doch nicht wissen! Vielleicht kam man durch dieses Fremdlings Gunst in dies bunte illustrierte Extrablatt, genau wie man hier zu Lande gern in die „Woche" kommt; denn man wird hierdurch ein Zeitgenosse.

Nun kurz und gut, nach dem Kaffee kam ein Herr nach dem anderen heran, schlug die Hacken zusammen, salutierte, stellte sich vor und bat Platz nehmen zu dürfen. George machte den Mund auf, machte ihn wieder zu und radebrechte in gebrochenem Cervantes etwas wie „wenig spanisch" usw. Aber das genierte nicht. Sofort fingen die Herren ein Pigeon-English zu vokabulieren an und es ging. Man lud George ein, mich auch, aber hauptsächlich George,

Wo Sorgen sind, ist auch Likör. Die Herren hatten Sorgen, nämlich die, durch den Kodak hindurch in die Unsterblichkeit zu gelangen. Und George bekam den Likör. George war Hahn im Korbe!

George blieb Hahn im Korbe! Ich glaube, George hatte überhaupt nicht recht verstanden, was die Herren eigentlich von ihm wollten und so kann man ihm den Vorwurf nicht machen, daß er irgend jemand an der Nase herumgeführt hätte.

Es vergingen acht Tage, es vergingen vierzehn Tage, die Hotelrechnung wurde nicht kleiner, sondern eher das Gegenteil, aber George gefiel es in Habana. So oft ich von der Abreise sprach, der Reise zu Georges Schwiegermama, zu Palomita und zu den Fleischtöpfen, immer wieder hatte George etwas dagegen einzuwenden. Aber es wurde George leicht gemacht, immer etwas dagegen einzuwenden. Es stellten sich unserer Abreise nach Santiago, das bekanntlich auf der verkehrten Seite der Insel liegt, fortwährend neue Schwierigkeiten in den Weg. Auf dem Seewege, der bei den äußerst schwierigen Landverhältnissen der einzig richtige ist, bot sich absolut keine Gelegenheit. Zu gewöhnlichen, zu Friedenszeiten, da fuhren fast täglich Dampfer nach der zweitgrößten Stadt der Antillenperle. Jetzt aber, wo die Kriegsfurie drommetete, blieben diese Seeomnibusse der Sicherheit halber schön zu Hause.

Wenn man sonst einen Spaziergang um die Insel machte, traf man alle fünf Minuten oder so einen Segelkutter, der gewöhnlich in entgegengesetzter Richtung um das Eiland bummelte. Fragte man den Kapitän dieses atlantischen Flaneurs, warum er denn so absolut nicht pressiert sei und wohin des Wegs, dann antwortete er: „Hombre, wir haben doch nur Zigarren an Bord, die wir um die Insel herum spazieren fahren, damit sie den rechten Import-Habanageschmack bekommen.“ Ich habe

nie recht verstehen können, — aber ich bin immer etwas schwer von Begriff gewesen — wie eine „Habana" Habanageschmack bekommen soll, wenn sie garnicht in Habana ist.

Auf dem Landwege ging es auch nicht recht, denn wenn auch in der Stadt selbst vom Kriege nicht viel zu bemerken war, draußen vor der Stadt, keine drei Kilometer entfernt, waren wirkliche Feinde rings im Halbkreise um die Stadt herum, zwar nur Revolutionsgesindel, aber bis an die Zähne bewaffnet, und da hätte ein Ausflug in die Umgebung vielleicht doch unangenehme Überraschungen bieten können. Man blieb also hübsch in der Stadt, das war entschieden sicherer.

Die Hotelrechnung, Georges und meine, war mir schon dreimal präsentiert worden. Zweimal hatte ich sie bereits seufzend saldiert, jetzt war die dritte fällig, überfällig, äußerst fällig.

George und ich kamen abends nach Hause und fanden unsern Schlüssel nicht mehr am Brett, auch in der Tür steckte er nicht. Das Zimmermädchen sagte uns, wir sollten doch mal nach dem Schlüssel im Büro nachfragen. Das kam mir sehr verdächtig vor!

George wurde wenig durch diesen freundlichen Hinweis bewegt. George hatte eine ziemlich dicke Haut, wenn unbezahlte Rechnungen in Frage kamen. Sein Gepäck war wieder einmal bei der Waschfrau, die hier in Habana eine wirkliche Waschfrau war. Es war eine alte, so tiefkohlrabenschwarze Negerin, wie ich sie nicht einmal in Castans Panoptikum gesehen habe. Also sehr passend für eine Waschfrau.

„George", sagte ich, „die Sache wird sengerig, wir müssen Kriegsrat abhalten. Zu Deiner Palomita reist Du nicht, Dein Appetit bleibt stets auf derselben Höhe, aber für eine Deckung dieser Nährvorlagen hast Du absolut keinen Vorschlag zu machen. Komm' noch einmal hinunter

ins Café, Du kannst und darfst nicht mehr länger den Moltke markieren."

Das paßte George, nämlich das Café. Da kam wieder eine Flasche Bier für ihn heraus. „George", sagte ich, „Du mußt etwas zu den Kriegskosten beitragen. Was brauchst Du eine Pistole, wenn Du nicht in den Krieg ziehst? In den Krieg ziehst Du nicht, was brauchst Du also eine Pistole. Diese Pistole wirst Du morgen früh schön verkaufen und mir die fünf Pesos zurückzahlen. Dann werden wir uns trennen, ich werde eine Stellung suchen, hier oder in New-Orleans, Du wirst und kannst das tun, was Dir beliebt. Du wirst von jetzt an auf eigenen Füßen stehen und nicht immer auf meinen, wie Du jetzt gerade wieder tust. Nimm also bitte Deine Kanonenböte von meinen Stiefeln herunter und antworte."

George tat dies zögernd, aber er tat es. Dann versenkte er sich in den Anblick eben dieser Kanonenböte, schwieg aber. Ein furchtbarer Gedanke durchzuckte mich. „George", schrie ich auf, „Du hast doch nicht etwa in der Zwischenzeit heimlich das Schießeisen verkauft und liquidiert, d. h. in Flüssigkeit umgesetzt?"

George schaute mich vorwurfsvoll an, mit einem Blick: „Wie kannst Du nur so etwas denken?" Dann griff er schmerzbewegt in seine hintere rechte Hosentasche und holte ein Riesenfutteral heraus, das aber, wenn auch ebenso riesenhaft, eine ganz andere Form hatte als der mir bekannt gewesene Kanonenbehälter. Stumm reichte er es mir über den Tisch herüber. Es war einmal schwarz gewesen, jetzt war es in einer undefinierbaren graugrünen Farbe, wenn man so sagen darf, klebrig und sehr unangenehm anzufassen. Ich öffnete es, es enthielt eine mörderliche, unheimlich große Augenbewaffnung, das was man früher einen Krimstecher nannte, eine Art siamesisches Zwillingsfernrohr.

„Wo hast Du denn das Ding her?" „Ein Herr war so gütig", erklärte mir George, „es gegen meine Pistole umzutauschen. Er sagte mir, ein Kriegsberichterstatter müsse doch ein Feldglas haben, sonst könne er doch den Feind nicht sehen. Der Mann hat doch recht, ich habe doch wirklich noch nie einen Feind gesehen." Das war logisch, es war das erstemal, daß George logisch dachte und sprach. „Aber George", remonstrierte ich, „Du bist doch gar kein Kriegsberichterstatter."

„Nein", gab er zögernd zu, „aber ich will jetzt einer werden, ich fühle mich dazu prädestiniert und ich glaube, ich werde sehr viel Geld damit verdienen."

Da ich dagegen nichts einwenden konnte, war jetzt die Reihe an mir, in Schweigen zu verfallen. „Kennst Du das Märchen vom Hans im Glück?" fragte ich George, „der hat auch immer getauscht und schließlich verwandelte sich sein Goldklumpen nach vielem Tauschen in eine . . . George, weißt Du nicht, in was er sich verwandelt hat?"

George wußte es auch nicht, und wir schwiegen beide. Meine derartige Geistesabwesenheit benutzte George, um sich schnell heimlich noch eine Flasche Bier zu bestellen.

Nachher gingen wir doch schließlich ins Hotel zurück, ich beglich etwas sehr nolens volens die Rechnung, legte mich aber mit dem festen Entschluß zu Bett, am nächsten Tage der ganzen Situation eine furchtbare Wendung zu geben. Am nächsten Morgen nach diesem Ultimatum war ich, wie dies menschlich ist, etwas weniger stark in meinen Handlungen, als ich am Abend zuvor in meinen Worten gewesen war. George schnarchte noch, hatte die Knie angezogen und machte ein derartig friedliches Gesicht, gar nicht wie ein grimmiger Kriegskorrespondent, daß ich ihm nicht recht zürnen konnte. Das Fleisch ist so schwach. Ich brachte es nicht übers Herz, ihn zu wecken und überließ ihn seinen Träumen.

* * *

Unten auf der Straße herrschte eine ganz besondere Radaustimmung, Extrablätter wurden ausgerufen. Erst wollte ich mir eins kaufen, dann wurde ich skeptisch und kaufte keins, da ich schon so oft mit Extrablättern hereingefallen war.

Da nun aber die Spanier und Voluntarios, die das Extrablatt gekauft hatten, lange, längere und noch längere Gesichter machten, kaufte ich schließlich doch eins. Darin stand deutlich zu lesen, daß der Senat und der Kongreß der Vereinigten Staaten klar und deutlich den Krieg der Union mit Spanien wollten, und daß die Schiffe bereits mobilisiert würden.

In den Zeitungen hatte ich gelesen, daß die Vereinigten Staaten schon seit dem Maine-Malheur sich, wie seinerzeit die Franzosen nach dem Rhein, nach der „Perle" heißer schrieen. Niemand wußte zwar, außer George und mir natürlich, wer die „Maine" in die Luft gesprengt hatte, aber den Yankees paßte es in ihren Kram, daß die armen Spanier, die doch niemand etwas zuleide taten, sondern froh waren, wenn man ihnen nichts tat, die Karnickel gewesen waren.

In Neuyork, in Boston und überall lief man, Männlein und Weiblein, so berichteten die Zeitungen, mit allerlei bunten Abzeichen in den Knopflöchern, auf den Paletots und auf den Blusen herum, die, mit allerlei Ausrufungszeichen versehen, die Zeitgenossen aufforderten, gefälligst die „Maine" nicht zu vergessen. „Remember the Maine!" Vergiß Main' nicht!

Ich hatte so ein Ding noch nicht gesehen, die Kultur war noch nicht bis nach Habana gedrungen, jetzt sah ich es zum ersten Male. Ein Hausierer, dessen Wiege wahrscheinlich in Krotoschin oder Kempten gestanden hatte, bot die Dinger vor dem Hotel soeben zum erstenmal den Herren, welche er für Yankees hielt, zum Kauf an. Die Kultur hat eine lange und geschmeidige Zunge und

beleckt schließlich auch die äußersten Winkel der Halb-, Viertel- und Achtelzivilisation. Auch ich wurde von ihr beleckt und kaufte so ein Ding. Nicht für mich; denn ich bin nie, nun sagen wir ein Fatzke gewesen, aber für George, womit ich nicht etwa sagen will, daß George ein Fatzke wäre. Er könnte doch vielleicht eine englische Übersetzung dieses Meisterwerks lesen und könnte sich beleidigt fühlen. Ich aber will niemand beleidigen, auch nicht George, obgleich er mir immer noch nicht die fünf Pesos wiedergegeben hatte.

Mit dem Ding ging ich, immer drei Stufen auf einmal nehmend, im Sturmschritt auf unser Zimmer zu George. „George", schrie ich, „wach auf, erwache aus Deinem Schlummer, Du sollst Dein Vaterland rächen, Du sollst diesen Kriegsruf und Racheschrei an Deine Männerbrust heften und die Spanier vernichten, ausrotten, ersäufen, wie man einen toten Hund ersäuft, dort wo der Atlantik am tiefsten ist."

George fuhr auf, verstand kein Wort von dem, was ich ihm in meiner Pseudobegeisterung ins Ohr brüllte, nahm aber das Ding, las es und steckte es dann an sein Nachthemd. Das Nachthemd war zwar sein Taghemd, jetzt war es aber sein Nachthemd.

George war nicht racheburstig, aber das Ding gefiel ihm. Er war eitel und putzsüchtig wie alle Yankees.

Noch nie hatte sich George so schnell in seine „Unaussprechlichen", Weste und Jackett geworfen als an diesem Tage. Er konnte es gar nicht erwarten, mit dem Ding da an seiner Brust auf der Plaza herumzustolzieren. Jetzt in diesem Kriegsschmucke und mit der Treptower Sternwarte in der rechten hinteren Hosentasche fühlte er sich wirklich voll und ganz als der berühmte zu großen Taten bestimmte Kriegskorrespondent. Wo war der Feind? Er sollte nichts zu lachen haben! Dabei vergaß George ganz, daß der Feind, der da draußen vor der

Stadt herumlungerte, gar nicht die Spanier waren, sondern im Gegenteil die Leute, die das Schwert oder vielmehr das bunte Zelluloidding an seiner Linken von der Knechtschaft befreien sollte. Soweit dachte George nicht, die Hauptsache für ihn war, daß das Ding bunt war und ihn, George und sein Ansehen in den Augen seiner Bewunderer um ein bedeutendes hob.

Der Feldzug gegen die Mestizmulatten-Rebellen fand täglich statt. Nicht vormittags, nein, meine Damen und Herren, vormittags mußte man ausschlafen, dann mußte man zu Mittag essen, seine Schale „Schwarz" oder „Braun" mit einer Zigarette genießen, Siesta halten, aber gegen drei Uhr, da konnte der Krieg beginnen. Schließlich mußte doch die schmucke Freiwilligenuniform mal an die frische Luft geführt werden. Dazu nimmt man sich als Kriegsgott sehr gut aus, die Damen bewundern einen, man rettet das Vaterland und holt sich einen gesunden Appetit für das Diner.

Aber das „Schlachtfeld" war ziemlich weit von der Stadt entfernt, 3 km oder so, und das war doch entschieden zu weit, um bis dorthin zu Fuß zu gehen. Schließlich kann doch nicht Jeder Oberst, Major oder Hauptmann sein, um von Staatswegen die Erlaubnis zu haben, eine Rosinante zwischen die Beine zu klemmen. So kam es, daß tagtäglich um die dritte oder vierte Nachmittagsstunde sich ein langer Korso von Equipagen, Kremsern und Taxametern den Paseo del Principe entlang nach den Vororten auf das Land hinaus bewegte. Darin saßen grimmig bewaffnet, in farbenreichen Uniformen, das grause Schießgewehr zwischen den Knien, die Herren Voluntarios, die Verteidiger des Vaterlandes.

Draußen „saß" man ab, spähte mit dem Fernglas nach dem „Feind", schoß auch manchmal, aber schoß nichts. Es soll hie und da manchmal Verwundete gegeben haben, ich habe nie einen gesehen, obgleich ich wohl ein halbes

dutzendmal auf dem Kriegsschauplatz war. Hatte man einigemal geknallt, ein halbes Dutzend Gläschen Cana hinter die Binde gegossen, dann ging die Polonäse wieder heim, um an der Table d'hôte, im Klub oder am Familientisch von der neuesten Schlacht zu erzählen.

* * *

Von nun an schwankte Georges Bild in der Geschichte, ähnlich wie das des seligen Wallenstein. Das amerikanische Reklameschild an seinem linken Jackettausschnitt machte ihm Freunde, aber auch sehr viele Feinde. Er war nicht mehr der Hahn im Korb, der er bis zu seiner „Schilderhebung" gewesen war. Diejenigen, die mit den Spaniern sympathisierten, waren nunmehr weniger enthusiasmiert für den guten George. Aber die ganze politische Stimmung in der Cubanischen Hauptstadt wurde sehr, sehr salamanderhaft. Sie wechselte die Farbe täglich, je nachdem die Nachrichten aus dem Yankeelande eintrafen oder nach dem, was die aus Washington kommenden Emissäre berichteten. Der Präsident Mac Kinley und einige Minister waren gegen eine Intervention, aber die gelben Jingoblätter, die Berufspolitiker und Yankee-Chauvins waren dafür. Sie hetzten und hetzten am rechten Platz. Das Trachten nach der Uniform, die Lust an bunten Schnüren, Sporenstiefeln und Majorstiteln wucherten derartig in dem Lande der Gleichheit und der Brüderlichkeit, daß sie, das Unkraut, die Nutzpflanzen, die rechtlich denkenden und friedfertigen Bürger der Union überwucherten und ihre Stimmen erstickten. Volksheroen und Scharlatane à la Teddy Roosevelt „fühlten" sich mächtig, ließen die Kriegsdrommete ertönen und das Schlachtroß steigen. Den armen Spaniern wurde es angst und bange. Was sollte ihr leeres dünnes Seidenbeutelchen von Portemonnaie gegen die wohlgefüllten Börsen der amerikanischen Staatskasse anfangen?

Wenn in Europa zum Kriegführen Geld gehört, wieviel mehr in jenen exotischen Ländern?! In Habana selbst begannen die Herren Cubaner spanischen Geblüts, die bis dahin, weil es ihnen gestattet war mit an der, wenn auch etwas dürftigen Staatskrippe zu zehren, zu den Hidalgos hielten, sich die Sache zu überlegen. Vom Peso-Standpunkte aus war es ratsamer, langsam für alle Fälle, denn man konnte doch nicht wissen, nach links abzuschwenken, nämlich zu den Yankees und ihrer Freiheitsidee. Das Cuba-Libre machte Fortschritte in ihren Gehirnkästen. Auch der Cubaner spanischen Geblüts war, wie mein Freund George, am liebsten auf der sicheren Seite. Dadurch nahmen Georges Chancen wieder zu. Sein bunter Knopf mit dem Rachewahlspruch gewann täglich mehr Anhänger.

Nur die Spanier, die wirklich echten Spanier, die von Iberiens Halbinsel nach der Perle vom Madrider Kriegsministerium gesandt waren, betrachteten George mit einer gewissen Abneigung. Von ihnen waren für George keinerlei Cocktails oder ähnliche angenehm wirkende Schnäpse mehr zu haben.

Da in der Stadt Habana niemand der Zukunft traute und alle Geschäftsoperationen mehr und mehr eingeschränkt wurden, war von einer Anstellung gar keine Rede. Ich gab das Suchen bald auf. In der Union, in Neuorleans oder in Galveston, da drüben auf der anderen Seite des mexikanischen Golfs, war auch nichts zu hoffen, dort war die Lage genau so unsicher wie in der Zigarren-Metropole. Die Südstaaten Louisiana und Florida, wo sich die Mobilisierung zusammenzog, waren zu Kriegslagern geworden. Handel und Wandel schauten verwundert und still dem närrischen Treiben zu.

Dem Schlachtenkorso ging es jetzt ähnlich wie dem Korso in der Stadt Mexiko, als es nicht aufhören wollte, zu regnen. Mehr und mehr zogen sich die Herren Vo-

luntarios zurück und machten nicht mehr mit. Sie wollten sich den Yankees gegenüber, die täglich mehr und mehr, beinahe schiffsladungsweise der Stadt zuströmten, doch nichts vergeben. Man konnte doch nicht wissen! Vorläufig war es diplomatisch und richtig, zu Hause zu bleiben und abzuwarten, wie sich die ganze Sache entwickeln würde.

Die Kutscher, die bis dahin bei dem täglichen Bummel ein gutes Geschäft gemacht hatten, wurden immer mißvergnügter. Mit Ausnahme einiger weniger hatten die Herren Fiaker nichts mehr zu tun. Mit einem Optimismus, der geradezu bewunderungswürdig war, stellten sie sich trotzdem jeden Nachmittag auf der Plaza ein, um desto niedergedrückter wieder in die Ställe zurückzukehren.

Da draußen vor der Stadt hatten sich jetzt bedeutend mehr der bösen Rebellen angesammelt, da auch sie durch Überläufer von der in Aussicht stehenden Yankeehilfe Wind bekommen hatten. Sie wurden täglich frecher und fingen nun wirklich an zu schießen. Wenigstens hatte ich einen alten Maulesel mit einem Schuß in der Wade liegen sehen. Auch Georges Waschfrau, die da draußen ihre Wäsche bleichte, kam mit einer Schrotkugel in der linken ebenholzfarbenen Hüfte wehklagend zurück und berichtete mit vielen Dios mio, daß Georges Wäsche nämlich das „andere“ Hemd, den gemeinen Kerls in die Hände gefallen wäre. George war dadurch sehr niedergedrückt. Sein Leben, das ohnehin durch den Ausfall der flüssigen Liebesgaben recht eintönig geworden war, wurde durch den Verlust des „anderen“ noch weniger abwechslungsreich.

* *
*

Wochen gingen ins Land, es wurde ungemütlich und immer ungemütlicher. Die Hitze war derart unerträglich, daß man beinahe gezwungen war, ebenfalls in das Lager der Nachtvögel überzugehen.

Obgleich inzwischen der Konflikt zwischen Amerika und Spanien sich so zugespitzt hatte, daß der Ausbruch des Krieges nur eine Frage von Tagen war, hatte das „Schlachten" der Hitze wegen gänzlich aufgehört. Wenn es regnet oder wenn einem die schweißtriefenden Kleider am Körper kleben, „schlachtet" man nicht gern. Man ist froh, wenn einen der Gegner in Ruhe läßt. Die Gegner ließen sich gegenseitig in Ruhe. Die Spanier fürchteten sich vor den Yankees, die Rebellen vor den Spaniern und ich glaube drüben in Key West und Tampa die Yankees, obgleich die Commis voyageurs und Heringsbändiger von Neuyork und Chicago als rough riders kostümiert grimmig ihre modernen Tomahawks schwangen, vor beiden. Die Senorita Cuba fing an, ihnen fürchterlich zu werden.

Ich saß auf meinem gewohnten Platz vor dem Café an der Plaza, studierte die Zeitungen nach Neuigkeiten und zählte verzweifelt heimlich die wenigen verbliebenen Hundertpesoscheine in meiner linken Hosentasche. Was sollte das werden?

George war seit einer Stunde, oder so, verschwunden. Wo trieb sich nur der Junge wieder herum? Als ich wieder einmal suchend von meiner Zeitung aufblickte, kam er eben aus einem Seitengäßchen. Bei der Biegung machte er eine hastige Bewegung und verbarg etwas hinter seinem Rücken. Er war barhäuptig, seine braunen Locken hingen ihm verwirrt über der weißen, schweißtriefenden Stirn. Er setzte sich mir gegenüber und war sichtlich verlegen.

„Warum hast Du denn Deine Mütze nicht auf, George? Du wirst Dir noch einen Sonnenstich holen und dann muß ich Dich einbalsamieren lassen und als schöne Leiche Deiner Palomita zusenden, das kostet doch wieder Geld. Du weißt auch nichts anderes als Spesen zu machen. Die Mütze war doch noch ganz neu, ich habe sie Dir doch erst geschenkt, weil Du Deine im Wasser verloren hattest."

George antwortete nicht, sondern spitzte immer verlegener die Lippen mit dem durch die Hitze außer Schwung geratenen, chinesenhaft gewordenen, gar nicht mehr seidenartig glänzenden Schnurrbärtlein.

„Was verbirgst Du denn da hinter Deinem Rücken, George“, drängte ich, als keine Antwort aus ihm herauszuholen war, und ich erhob mich etwas, um ihm über die Schulter zu schauen. Aber mit dem Blick des verfolgten Wildes erhob er sich ebenfalls, drückte das „Etwas“ noch weiter nach hinten und hob wie abwehrend den linken Arm. Ich war neugierig und grausam genug, ihn überführen zu wollen, stand auf und ging um den Tisch und um George herum. Da brachte er's zum Vorschein, das „Etwas“. Es war ein riesiger, aus Kork gebauter, mit einem graugrünen Gazeschleier umwundener Tropenhelm, den er etwas demütig, wie um Entschuldigung bittend, auf den Kopf setzte. Der spitze, abschüssige Rand des ihm viel zu großen Helmes bedeckte ihm beinahe die Nase. Aber sonst nahm er sich ganz gut darin aus, ganz Trope. „Wo hast Du denn das Monstrum her, George? Hast Du's in der Lotterie gewonnen?“ George, der das Bedürfnis fühlte, mich beim Reden anzuschauen, rückte das Ding nach hinten und stieß sich dabei mit der hinteren ebenfalls spitzen Krempe in den kragenlosen Nacken.

„Oh“, seufzte er, „da habe ich mir aber weh getan, ich bin das Ding noch nicht gewöhnt, aber ich mußte es haben, alle Tropenkrieger haben einen Tropenhelm.“

„Aber wo hast Du denn das Ding her?“ brüllte ich wieder. „Ein Herr war so gütig und hat mir den Helm gegen mein Fernglas umgetauscht. Ich habe es doch nie recht verwenden können, da ich niemals etwas durch dasselbe sehen konnte, es war alles so klein darin, ich glaube es war ein Mikroskop.“

„Aber nein, George“, remonstrierte ich, „Du hast es nur immer verkehrt an die Augen gehalten, Du hast

immer das breite Ende auf der Nase gehabt statt das schmale. Du hättest es umdrehen müssen."

Georges Schachspiel hatte nun schon die dritte Wandlung erfahren. Es war so veränderungsfähig wie eine Hinduseele auf ihrer Wanderung durch das Weltenall.

„Muy buenas tardes, caballeros!" Ein Schatten fiel auf mich, irgend jemand war an uns herangetreten und machte eine tiefe Verbeugung. Es war einer der Fiakerkutscher, die Peitsche in der Hand, der sich mit dieser höflichen Begrüßung hochachtungsvoll und ergebenst an uns wandte.

„Eine Spazierfahrt gefällig, meine Herren? Draußen vor der Stadt weht eine frische Brise und die Luft ist sehr angenehm. Das Geschäft geht schlecht und ich würde es den Herren sehr billig machen. Ein Peso hin und zurück und ein Trinkgeld."

George wollte gern, das sah ich seinen schmunzelnden Blicken an. George fuhr gern spazieren, besonders in einer feinen, zweispännigen Viktoria, wie dieser Jehu sie sein eigen nannte. George saß dann stolz in die Polster zurückgelehnt und nahm sich wirklich sehr gut aus, man hätte ihn für Heinrich XXXXV. Reuß alterältester Linie halten können.

Ich bedeutete dem Herrn Fiaker, daß, wenn bei ihm die Zeiten schlecht wären, dieselben bei mir noch viel mehr zu wünschen übrig ließen. Aber ein Habaneser Fiaker ist ebenso schwer abzuschütteln, und vielleicht noch schwerer, wie sein Wiener Kollege. Die Zeiten würden ja bald besser werden, auch für die gnädigen Herren, wenn erst die Amerikaner als Herren ins Land kämen mit ihren vielen Dollars. Dieser Meinung war George auch.

George sah wirklich sehr vornehm in seiner Korkpyramide aus, mit dem großen Knopf oben in der Mitte als Abschluß, und während er dem Kutscher beistimmte, wackelte das Ding immer auf seinem Kopfe hin und

her. Ich war etwas skeptisch, ich kannte diese Spitzbuben von Kutschern und Bootsführern in jenen gesegneten Himmelsstrichen. Sie fordern im Anfang immer sehr wenig, dann kommen eine Menge Extras, so daß sich schließlich ein ansehnliches Sümmchen zusammenaddiert, welches sie beim Abschied mit sehr viel Energie verteidigen. Diese Verteidigung entwickelt sich dann steigernd, wenn man sich dagegen sträubt, zu einem kompletten, vermehrten und verbesserten Schimpfwörterlexikon. Ich wollte also sicher gehen und bat um genau definierte Angaben. „Wie weit und zurück verpflichtest Du Dich, uns zu fahren? Antworte ohne Umschweife, sonst kannst Du Deine Gäule weiter hier auf der Plaza sonnen."

„Bis zur Stadtgrenze, gnädiger Herr, bis zur Fonda Catalana, dort, wo die Landstraße nach Santa Clara abgeht. Muy bien, cochero."

„Aber da sind doch hoffentlich keine dieser Mordgesellen von Niggern? Wir haben keine Waffen bei uns und ich habe keine Lust mir hier in diesem Affenlande, bloß, weil sich die Spanier mit diesen Kerls von schwarzen Teufeln herumbalgen, eine Kugel in die Rippen zu holen."

Der dunkelbraune Rosselenker versicherte mir, daß dort die Gegend noch vollständig sicher sei, und da George sich bereits wollüstig vermittelst der Federn der Wagenachsen auf dem Rücksitz schaukelte, folgte ich ihm, und diese wenig kostspielige, aber doch so noble Spritztour nahm ihren Anfang um die Plaza herum, unter den neugierigen, verwunderten Augen eines halben Hundert schwitzender Zuschauer, die vor den Cafés saßen und ein Schälchen „Heißen" im Schweiße ihres Angesichts schlürften.

Adieu Plaza, es war das letztemal, daß ich Dich sah! Adieu mein Köfferchen da oben in unserem Zimmer! Adieu Hotel und quittungslose Hotelrechnung, die, das Schicksal wollte es, erst nach Monaten ihr Dasein quittierte. Aber in diesem Augenblicke, da wir so stolz durch die

Straßen und Gassen der Hauptstadt rollten, die von wagerechten, von Dach zu Dach gespannten Leinendächern beschattet waren, fühlten wir nur riesigen, unbändigen Stolz unter unseren durch den Schweiß schlapp herniederhängenden Hemdbrüsten und hatten gar keine Zeit für Ahnungen übrig.

Fort ging es im sausenden Galopp rattelnd über das schlechte Pflaster, über Plätze und Plätzchen den Paseo hinab, eine staubige Avenue zwischen Gartenmauern entlang, durch Vorstädte mit villenartigen Landhäusern, und endlich hielten wir mit einem kurzen Rucke vor einem Gasthause. Es war die Fonda Catalana.

Der Kutscher stieg ab, machte eine Verbeugung und lud uns ein, einzutreten. George wäre gern eingetreten; denn George hatte immer Durst. Aber ich tat ihm den Gefallen nicht; denn ich trinke keinen Wein oder Bier oder sonstigen Alkohol in den heißen Sommermonaten in einem Tropenlande. Da hat man schnell einen Gehirnschlag, einen Sonnenstich oder das gelbe Fieber weg, ist tot, ehe man es sich versieht und nachher wundert man sich, wieso das passiert ist. Solche Dummheiten mache ich also nicht und nehme lieber die Verachtung des Wirtes auf mich.

Der Kutscher war anderer Meinung und meinte, ich möchte doch so gut sein, ihm die Propina gütigst jetzt schon zu geben. Es ging ihm wie George, er hatte Durst. Propina heißt auf deutsch Bakschisch. Ich gab ihm also das eigentlich erst bei der Rückkehr fällige Trinkgeld, weigerte mich aber ganz entschieden, George mit dem erbetenen Viertelpeso unter die Arme zu greifen.

Der Kutscher ging in die Kneipe und ließ uns allein mit dem Geschirr zurück. Die Sonne brannte heiß, sehr heiß hernieder, die Polster des Wagens glichen einer glühenden Herdplatte. Auch die Pferde hatten, obgleich sie doch an Hitze gewöhnt waren, sehr unter den senk-

recht herniedersengenden Phöbusstrahlen zu leiden, wurden unruhig und scharrten nervös mit den Hufen. George war aus dem Wagen geklettert und schielte, soweit es ihm die tief herabhängende Krempe seines monströsen Helms gestattete, sehnsüchtig nach der Kneipentür.

„George", sagte ich, „Du weißt doch mit Pferden umzugehen, beruhige doch die Tiere etwas, sonst gehen die Bestien noch durch. Ich habe darin schon genug schlechte Erfahrungen gemacht."

George kletterte etwas widerwillig und nachlässig auf den Bock, obgleich ich ihm warnend zurief, unten zu bleiben und die Gäule bei den Zügeln zu halten. Aber schon war es zu spät und das Unheil nahm seinen Lauf. Die äußerst nervös gewordenen, zitternden Tiere glaubten wohl, daß ihr von Amts wegen dazu bestallter allereigenster Rosselenker seinen Stammsitz bestiegen hätte, zogen an und stürmten los, ehe es noch George gelungen war, die Zügel zu erfassen.

Bei dem unerwarteten Ruck fiel Georges neue, nicht auf Maß gearbeitete und nur lose sitzende Hauptbedeckung ab und verschwand in einer Staubwolke der Chaussee, die wir selbst durch unsere wilde Jagd erzeugt hatten. Helm- und kopflos kauerte George auf dem Bock, und ich, nicht viel klüger als er, stand, mich am Bock anklammernd, im Wagen. Fort ging es im sausenden Galopp. Die Landhäuser und Gärten blieben immer mehr zurück. Zuckerpflanzungen dehnten sich bereits zu beiden Seiten der Landstraße. Eine Brücke über einen ausgetrockneten kleinen Fluß, ein Wegweiser mit einer Hand: nach Santa Clara! Bis jetzt ging es noch glatt ab, der Weg war frei, kein Hindernis weit und breit auf unserem Wege, soweit das Auge blickte. Die Pferde stürmten in rascheſtem Tempo, aber sonst ziemlich ruhigen Temperamentes, die Chaussee entlang, die auch zum Glück von keinerlei Prell- oder Chausseesteinen beengt war.

Da, schwarze Gesellen in großen, breitkrempigen Hüten nur mit Hemd und Hose bekleidet! Flintenläufe, verdutzte Gesichter! Sausend geht es an ihnen vorüber, Flintenschüsse, vorbeisausende Kugeln, aber heile Rippen unsererseits. Da fällt mein entsetzter Blick auf den Taxa-Apparat direkt vor mir. Hopsend, von den sausenden, rollenden Rädern getrieben, hüpft der Zeiger von Strich zu Strich. Mir stehen die Haare zu Berge. „George", schreie ich, „um Gotteswillen, halte die Gäule an, es sind bereits vier Pesos achtzig. Ich bin ein ruinierter Mann, wenn Du die Gäule nicht anhältst."

Dieses finanzielle Memento rührt aber George absolut nicht. Wenigstens reagiert er mit keiner Muskel und mit keinem Worte auf diesen Hinweis der schrecklichen Tatsache. Krampfhaft hält er sich am Bock fest und versucht es nicht einmal mehr, nach den Zügeln zu haschen. Fünf Pesos! Fünf Pesos vierzig! Grausam und schadenfroh hüpft der Zeiger weiter. Manchmal erscheint es mir, als wenn er expreß, um mich zu reizen, die einzelnen Striche der Peripherie mit Willen überhopse. Sieben Pesos! Sieben Pesos zwanzig! Zerschmettert durch diesen großen, neuen Unglücksschlag sinke ich verzweifelt in die Polster zurück, das Auge starr und wie fasziniert auf diese teuflische Höllenregistratur gerichtet.

Manchmal erscheint es, als ob die Gäule von dem fast stundenlangen Jagen in ihrer Kraft erlahmen und als ob ihr Lauf ein langsamerer würde. Der unerbittliche Zeiger hopst weiter. Schon ist eine doppelstellige Zahl von harten Duros erreicht, und noch immer ist kein Ende dieser grausamen Folterqual abzusehen. Wieder sausen wir an einer Horde schwarzer Mordgesellen, die in einem Busch nahe der Landstraße kauern, vorüber, und wieder sausen ein Dutzend wohlgemeinter, aber schlecht gezielter Flintenkugeln, sobald sich die Kerle von ihrem ersten Erstaunen erholt haben, an unseren Köpfen vorüber.

Da im Vordergrunde steht noch ein „Rebelle“ und schießt, da er bereits rechtzeitig durch das Geknatter seiner Kumpane auf uns aufmerksam wird, aus nächster Nähe nach mir. Die Kugel hat wenig Schreckliches für mich und doch sollte sie meine Nerven, die durch das furchtbare, rotweiß gefärbte Kreisglas vor mir und sein höllisches Treiben bereits zur Fieberhitze aufgepeitscht waren, derartig überspannen, daß sie an den Rand des Platzens gebracht wurden. Die Kugel traf den Apparat, diesen höhnisch mir entgegengrinsenden, mich hypnotisierenden Apparat. Die Kugel, die mir bestimmt gewesen war, traf ihn, sein Innerstes, aber sie tötete ihn nicht. Dazu war er zu zähe! Im Gegenteil, sie trieb ihn zu neuen Schandtaten an. Die Taxe sprang infolge des getroffenen Mechanismus in ihrem Teufelskörper zur zweiten, zur doppelten, zur Nachttaxe über. Das war eine große Gemeinheit, ein Betrug, dennoch stand Vater Sol hoch am Himmel und die elfte, die Nachttaxenstunde, war noch weit entfernte Zukunft. Jetzt ging der Zeiger nicht mehr sprungweise, sondern im Sturme vor. Sein Marschtempo glich einem wilden Mazepparitt in einer Zirkusmanege.

Ich gab den Kampf gegen diese Höllenquadratur eines Kreises endgültig auf, aber ich konnte den Blick nicht von ihm wenden, er hielt mich in seinen Banden. Starren Auges mußte ich zuschauen, wie diese Beelzebuberfindung meinen gänzlichen finanziellen Ruin hüpfend und tanzend herbeiführte. Ich hatte gar nicht bemerkt, daß die Pferde, durch das erneute Flintengeknatter erschreckt, von der Straße abgewichen waren und einen staubigen Saumpfad von gefährlicher Enge hinunterrasten. Dichte Staubwolken umhüllten uns. Die Pferdehufe wirbelten. Der Blick in das „Voruns“ war verschleiert.

Da schrie George plötzlich auf: „Um Gotteswillen, wir sind verloren, wir jagen geradeswegs in eine Windmühle hinein!“ Ich habe zwar ein gewisses Quantum von

Geistesgegenwart, aber der Gedanke in eine Windmühle hineinzurennen, vielleicht noch in eine, deren Flügel sich gerade drehten, war doch zu stark für mein Gehirnkastenvermögen, um logisch denken zu können. Unter anderen Umständen hätte ich sicher George zugerufen: „Dummer Kerl, wie sollen denn in diesem flachen Lande Windmühlen gedeihen? Das ist doch Unsinn."

Aber in diesem Augenblicke dachte ich überhaupt nicht, sondern erwartete nur den Tod und bedauerte meine armen Erben, denen doch dieses unselige Taxameterdings da vor mir keinen Pfennig lassen würde. Im Gegenteil, die würden vielleicht noch etwas herauszahlen müssen.

Ein Ruck über einen am Wege liegenden Stein, ein Nachlassen der Pferde, ein kurzes, plötzliches, aber nicht zu plötzliches Parieren, eine fremde und mir doch bekannt vorkommende Stimme!!

„Caramba por el nombre de mil diablos! Wo wollt Ihr denn hin? Ihr wollt doch keinen friedlich seines Weges dahinziehenden Menschen umrennen?"

Dabei hielt eine lange, dürre, in Pflanzerkleidung gehüllte Gestalt unsere zitternden und schäumenden Gäule am Zügel fest und streichelte sie.

George kletterte steif und unsicher vom Bock herunter und tastete immer nach seinem Kopfe. Wahrscheinlich merkte er erst jetzt, daß sein Helm nicht mehr da oben war. Es fehlte ihm der Abschluß. Auch ich kroch jetzt aus dem Wagen und kam langsam wieder zu mir.

Ein gegenseitiger Schrei des Erstaunens entströmte des Fremdlings und meinen Zahnreihen.

„Nee so was, alter Junge, wie kommst Du denn nun wieder hierher? Vor ein paar Jahren findet man Dich neben einem Paar halbverreckten Kleppern in Guatemala und jetzt hat man das zweifelhafte Vergnügen, auf dieser Niggerinsel beinahe von Dir überfahren zu werden. Du hast eine sonderbare Art und Weise, bei einem aufzutauchen."

Na kurz und gut, die Windmühle war mein guter Freund Fritz Bormann aus Guatemala, seligen oder vielmehr unseligen Angedenkens.

Fritz Bormann, den man hierzulande nur allgemein Don Federico antitelte, war also seit einem ganzen Jahre auf einer Zuckerplantage, ganz in der Nähe des Ortes, wo dieser Esel von George ihn in der Art des berühmten und berüchtigten Don Quixote, aber in perversem Sinne, seiner langen, hageren Gestalt wegen für eine Windmühle gehalten hatte, als wohlbestallter Capataz dieses süßen Unternehmens ansässig.

Wenn man in jenen exotischen Gegenden einen Landsmann findet, ist Gastfreundschaft eine selbstverständliche Sache. So kam es denn, daß wir gleich darauf in lebhaftester Konversation neben dem guten Fritz mit noch etwas steifen Gliedern daherstockerten, dem Ingenio zu. Fritz ging Arm in Arm mit dem einen Gaul. Natürlich vertrat in diesem Falle der Zügelriemen des jetzt sehr müden und gänzlich lammfromm gewordenen Tieres dessen Arm. Mir war noch ganz dumm zu Mute. Das Taxenkarussell drehte sich noch immer, wenn auch langsamer, in meinem Kopfe herum.

Im Ingenio angekommen, führte Fritz mit einem Nigger die im doppelten Sinne abgespannten Tiere in eine Art von Stall, in dem eine sehr neugierige, alte Mula sich mit großem Interesse ihren beiden neuen Kameraden zuwandte.

Die Taxadroschke stand im Hofe und verleidete mir dadurch, daß sie mir bei jedem Blick, und sie magnetisierte meine Blicke andauernd und beharrlich, grinsend die Rechnung präsentierte, die ganze Landschaft.

Ich erzählte Fritz die Geschichte. Er tröstete mich und sagte, er würde die Sache schon in Ordnung bringen. Wie, wüßte er noch nicht. Er müßte noch überlegen! Als er meine nicht schwindenwollende Nervosität bemerkte,

war er so gnädig und deckte den Apparat mit einem Tuche zu. Mir fiel ein ganzer Steinbruch vom Herzen.

Auf dem Ingenio gefiel es George und mir sehr gut. Besonders George. In Aranjuez können die Tage auch nicht schöner gewesen sein. Fritz sagte, wir sollten bleiben so lange wir wollten, je länger, desto lieber.

Die Rebellen wurden auch immer frecher, immer mehr Horden zogen plündernd und brennend im Lande umher. Da war das Wandern doch eine sehr unsichere Sache.

An die Plantage, auf der Fritz als unbestrittener Herrscher die Peitsche schwang, wagten sie sich nicht, da dieselbe deutsches Eigentum war. Die paar Nigger, die die Fleischtöpfe des Ingenio aus Magenrücksichten nicht verlassen hatten, waren infolge eben dieser Fleischtöpfe handfeste Burschen und bildeten eine treue Leibwache. Zu tun hatten sie wenig, ich habe sie überhaupt nie etwas tun sehen. Sie lutschten den ganzen Tag Zuckerrohr. Zuckerrohrlutschen ist eine billige, süße, angenehme und gesunde Beschäftigung.

Die Neger dort zu Lande haben die wunderbarsten, gesündesten und weißesten Zähne der Welt, obgleich sie von der Wiege bis zum Grabe Zuckerrohr lutschen. Dies beweist, daß reiner und unverfälschter Naturzucker den Zähnen absolut unschädlich ist. Im Gegenteil.

George lutschte auch. Wenn man ihn sah, hatte er ein langes, sehr langes Stück Zuckerrohr im Munde und lutschte vergnügt daran. He took to it, naturally! Lutschen ist menschlich, aber George lutschte unmenschlich.

Die Pferde standen immer noch im Stalle. Es hatte sich noch keine Gelegenheit geboten, dieselben ihrem rechtmäßigen Besitzer, der solchermaßen für seinen ewigen Durst bitter zu büßen hatte, zurückzustellen.

Die Gegend wurde immer unheimlicher und unsicherer. Fritz brachte die Nachricht mit, daß die Yankees nun wirklich mit dem Kriege begonnen hatten und die Insel mit

ihren Panzerkolossen blockierten. Da war also vorläufig an ein Weiterwandern nicht gut zu denken. George hatte auch gar keine Eile, zu seiner Schwiegermutter und zu seiner Palomita zu kommen. Ihm gefiel es hier. Mir auch. Den Gäulen auch.

Na, so lebten wir, so lebten wir alle Tage, bis endlich doch die vorrückende Jahreszeit energisch an unser Gewissen klopfte. Wohl an die zehnmal schon hatten wir abends beschlossen, am nächsten Morgen früh aufzustehen, ehe die Sonne zu hoch stieg, um loszuwandern. Aber immer verschlief es George und ich auch.

Also an einem schönen Junimorgen wachte ich, wie gewöhnlich, wieder zu spät auf, beschloß aber trotzdem, endlich die Wanderung nach Santiago anzutreten. George schlief noch wie gewöhnlich und hatte wie gewöhnlich den Mund auf. Die Knie hatte er nicht angezogen.

„George", sagte ich, „heute ist Ultimo am letzten mit unserer Sommerfrische. Wir können nicht länger auf Fritzes Tasche liegen. Heute noch geht die Reise nach Santiago los. Du darfst Dich nicht länger Deiner Schwiegermama, den Fleischtöpfen und Deiner Palomita entziehen! Meine Pflicht ist es, Dich Deiner Familie wieder zuzuführen. Vielleicht gibt mir auch Dein Schwiegervater die fünf Pesos wieder, Du tust es doch nicht, das merke ich langsam."

„Alberner Kerl", brummte George, „was Du immer mit Deinen fünf Pesos hast, das wird ja langweilig, die habe ich ja schon längst abgegessen."

Also wir waren reisefertig. Fritz stand händeringend neben uns, da merkten wir beide, Fritz und ich, daß George ja keinen Hut auf hatte. „Wo hast Du denn Deinen Hut, George? Du kannst doch in dieser Sonnenhitze nicht ohne Hut herumlaufen!" George hatte während unseres Hierseins immer einen alten Basthut auf dem Kopfe gehabt. Den hatte er aber jetzt nicht mehr.

„Den hat mir", stammelte er, „gestern die alte Mula, als ich im Stall mein Mittagsschläfchen abhielt, vom Kopfe geholt und ganz aufgefressen."

Wo sollten wir nun aber, in aller Hüte Namen, einen Hut für George hernehmen? Fritz hatte keinen zweiten zu verschenken, ihm ging es wie Wilhelm Tell mit seinen Pfeilen. George mußte sich also mit einem großen, roten Bandanataschentuch behelfen, das er, vorne rechts und links und oben in der Mitte durch Knoten befestigte, wie eine Perücke aus der Rokokozeit, als Schutzmittel gegen die Sonnenstrahlen benutzte. Auch hierin sah er sehr schön aus. Ich glaube, Nelson hat am Morgen der großen Seeschlacht bei Trafalgar in seiner Perücke auch nicht stolzer ausgesehen.

„Adieu, Fritz! Sieh, daß Du die Gäule und den Unglückswagen nach Habana zurückexpedierst, bezahle die Hotelrechnung in Habana und schreibe mir darüber hauptpostlagernd Neuyork." Dabei übergab ich ihm den Rest meines zusammengeschmolzenen Vermögens. Zwei Händedrücke, und Schusters Rappen setzten sich in Bewegung.

Drei Wochen dauerte, durch allerlei kleine Überraschungen gewürzt, unsere Durchquerung der Insel. Ein Schießgewehr hatten wir nicht. Wir lebten hauptsächlich von dem, was uns gastfreundlich geboten wurde, manchmal auch nur von kleinen Flußschildkröten und von Fischen. George suchte Regenwürmer und angelte. George angelte sehr gern, und die Fische hatten ihn lieb und kamen gern zu ihm. George schien ganz zu verbummeln. Er hatte gar keine Eile, vorwärts zu kommen. „George", sagte ich, „wir müssen doch ein bischen schneller machen, sonst kommen wir hin und finden Santiago, das doch eine Festung ist, von den Yankees umzingelt und belagert. Da können wir doch dann nicht herein."

Na, und so kam es auch. Als wir glücklich die Türme der alten Stadt vor uns sahen, da waren überall Trupps.

Gingen wir links, waren Trupps, gingen wir rechts, waren auch Trupps. Links da waren meistenteils diese gelbschwarzen Hallunken von zerlumpten Mulattenniggern. Rechts eine ganze Menge von amerikanischen Soldaten und sogenannte rough riders, aber zu Fuß. Die Pferde hatten sie, wenn sie überhaupt welche hatten, zu Hause gelassen. Die Yankees waren auch nicht viel gebildeter als die Cubaner. Ich meinte zu George, es wäre besser, wir „schnitten" sie, ehe sie uns schnitten.

Wir zingelten uns also ein paar Tage zwischen dieser Szylla und Charybdis hindurch, biederten uns an, wo es etwas zu essen gab, aber verkehrten nicht mit ihnen. Die Kerls waren nicht commentfähig.

Wir berieten, wie wir wohl in die Stadt kommen könnten zu Georges Schwiegermama, Palomita und den Fleischtöpfen. Aber das war schwer zu machen.

George meinte, wir könnten doch als Parlamentäre an die Stadt herankommen und uns dann zu erkennen geben. Die Idee war gut, aber es ging doch nicht. „George", sagte ich, „Du weißt doch, daß ein Parlamentär eine Parlamentärflagge tragen muß. Eine Parlamentärflagge ist immer weiß. George, hast Du etwas weißes bei Dir?" George hatte nichts weißes bei sich. Leider nicht. Ich auch nicht. Was wir einmal weißes an und bei uns gehabt hatten, war nicht mehr weiß. Im Gegenteil. Die an und für sich gute Idee funktionierte also nicht.

Wir setzten also unsere Promenade um die Stadt fort, immer in der Hoffnung, ein Hinterpförtchen zu finden, in das wir schlüpfen könnten. Aber kein Hinterpförtchen war zu finden. Immer wieder, wenn wir unsere Nasen dem Morro und den Kathedralentürmen zuwandten, stießen wir auf spanische Vorposten, die uns sehr energisch ein Centinela alerta in die Ohren schrieen. Wir ließen also diese grimmigen, spanischen Krieger immer gern in gehöriger Entfernung und hielten uns mehr zu den

Yankees. Da ging es uns nicht schlecht. Zu essen gab es die Menge; denn ein Yankeefeldzug ohne Corned Beef, Pies, baked beans ist nicht gut denkbar. Wir dejeunierten, dinierten und soupierten uns also so durch. Es war eine herrliche Zeit. George, der, wie man bereits gesehen hat, sehr klassisch veranlagt war und immer Durst hatte, „schlich sich oft und gern zur Marketenderin".

Beim Umherstreifen zwischen Wald und Felsgestein stießen wir plötzlich auf etwas, das unserem Spaziergang um die Circumference der Stadt ein entschiedenes und plötzliches Ziel setzte. Es war ein Fluß. Wir konnten ja zwar alle beide schwimmen, hatten aber keine Lust, uns die Kleider naß zu machen. Ein Weiterwandern hätte ja auch nicht viel Zweck gehabt, da wahrscheinlich die Spanier auf der anderen Seite genau ebenso Vorposten postiert hatten, wie auf dieser, der Cis-Seite.

Wir setzten uns auf einen Felsblock und schauten uns das Strömchen an. Der Fluß kam mir etwas merkwürdig vor. Nach meiner Berechnung war das Meer links von uns. Flüsse fließen gewöhnlich seewärts. Dieser Fluß aber, eine perverse Spezies von Fluß, wanderte, wenn auch fast unmerklich, nach rechts. George hatte natürlich gar nichts davon bemerkt. George konnte aber viel besser klettern als ich, da er bedeutend schlanker war.

„George", sagte ich, „steige doch einmal, wie irgend ein junges Mädchen es bereits im alten Testament getan hat, hinunter zu den Wassern dieses Stromes und fülle die alte Tomatenbüchse mit seiner Flüssigkeit. Ich besinne mich von meiner Schulzeit her, daß hier auf dieser Insel ein Fluß existiert, der aus Zitronenlimonade besteht oder wenigstens so schmeckt. Zitrone naturelle, George, Du weißt doch, wie Du immer in Habana durch das Strohhälmchen gezogen hast!"

George, der schon lange keine Zitronenlimonade getrunken, aber gerade wieder einmal Durst hatte, war so-

fort dafür zu haben. Er kletterte hinunter, ließ sich auf alle viere herab, füllte die Blechbüchse und kletterte behutsam wieder herauf. Von meinem erhöhten Standpunkt aus konnte ich ihn beobachten, er aber sah mich nicht immer. Etwa zehn Schritte unter mir glaubte er die Gelegenheit günstig und nippte, aber etwas kräftig, an der Zitronenlimonade. Gleich darauf fing er an zu pusten und zu prusten, zu husten und zu spucken, als wenn ihm die Zitronenlimonade nicht recht schmecke. Ein Elefant, der seinen Rüssel aus Versehen in ein Tintenfaß gesteckt und die schwarze Flüssigkeit emporgezogen hat, kann auch nicht anders husten und pusten.

Dieses sonderbare Benehmen von seiten Georges genügte mir jedoch. Die Probe auf das Exempel und die Analyse waren durch Georges Prusten gemacht und illustriert. Dieses Gewässer war kein Fluß, sondern der Verbindungskanal zwischen dem Meer und dem Hafen von Santiago. Seesalz in unverdaulicher Menge war in ihm aufgelöst und Ebbe und Flut ließen ihn abwechselnd nach rechts oder links wandern.

Während George noch immer Gesichter schnitt und immer noch etwas von sich zu geben hatte, kombinierte ich. Wenn dies der Zufahrtskanal war, konnte die See selbst nicht weit entfernt sein. Zufahrtskanäle sind selten lang. Warum sollte also dieser hier eine Ausnahme machen?

„George“, sagte ich, „laß jetzt das Spucken sein, wir wollen einmal rekognoszieren.“

George wußte zwar nicht, was rekognoszieren war, aber er kam mit. Allein, ohne seine Hilfe, ohne seine langen Beine, wäre ich auch gar nicht auf den Felsvorsprung gekommen, der allein als Rekognoszierungspunkt hierherum in Frage kommen konnte. Nach einigen Minuten Kletterns, aber nicht ohne kleine Läsion, standen wir oben. Da lag sie vor uns, die moderne Armada,

die Anti-Armada. Denn war sie nicht gegen Spaniens Herrschaft gerichtet? Vom Abendsonnenschein grellrot beleuchtet, schaukelten die Riesenkolosse auf den leicht gekräuselten Wellen unter schwachem Dampf liegend. Leichte Rauchwölklein entstiegen ihren breiten, niedrigen Schornsteinen. Drohend lugten die finsterblickenden Geschützrohre aus ihren Verschanzungen hervor. Hoch oben an den Masten wehten die Sternenbanner, als wenn sie der Welt verkünden wollten: wir sind hier, um diesen Wilden die Kultur der Saxogermanen zu bringen, und sind sie nicht willig, so brauchen wir Gewalt. Links von uns aus gesehen, ein Dutzend Seemeilen entfernt, lag die mächtige Transportflotte.

Staunend blickte George dieses Wunderschauspiel mit seinen großen Augen an. Ja, so etwas hatte er noch nie gesehen, eine derartige Verkörperung von strotzender Kraft eines noch von Jugendmut und Unternehmungsgeist überquellenden Neuvolkes.

„Siehst Du, George", sagte ich, „das sind Deine Landsleute. Die sind hierher gekommen, um Kultur zu bringen und Zivilisation und wenn es über Leichen wäre. Das ist eine sonderbare Art und Weise Kultur zu verbreiten, aber die alten Völker Europas tun es so und haben es immer so gehalten, warum sollten also die Yankees, ihre Nachäffer, es nicht auch so machen?"

Blutrot sank die Sonne. Blutrot hingen die Wolken: der Mantel des blutdürstigen Kriegsgottes.

* * *

Am Abend stiegen wir noch einmal auf unseren Beobachtungsposten. Der Himmel hatte seine Sternenillumination angeknipst. Vor uns, keine 2 km entfernt, denn sie waren aus strategischen Gründen der Dunkelheit wegen dem Eingang des Zufahrtskanals näher gekommen, lagen die eisernen Kolosse vor uns vor Anker. Mächtige Riesenscheinwerfer schleuderten ihren Schnüffler-

blick in jedes Tälchen, auf jeden Felsabhang, in jede Felsspalte, emsig nach Überraschungen suchend. Der Zufahrtskanal lag, soweit er von der Seite zu übersehen und von den Leuchten zu beherrschen war, in tageshellem Lichterglanze da. —

Wie geblendet erstarrten unsere Sehnerven, so oft die Leuchtelektrizität uns erwischte.

Behutsam stiegen wir wieder hinunter und suchten das geschützte Lagerplätzchen auf, das wir uns schon am Nachmittag fürsorglich vorbereitet hatten, vor Wind und Wetter durch Felsengeklüft von allen Seiten geschützt, keine fünf Fuß über dem Meeresspiegel. Lau war die Tropennacht. Wir brauchten keine Decken und Polster. Der Schlaf aber wollte nicht kommen, selbst George schnarchte nicht. Irgend ein alltägliches, blödes Geschwätz anzufangen, erschien mir zu banal nach den Eindrücken des unvergleichlichen Abends.

Da lag die mächtige Flotte und wartete wie die Katze auf die Maus, bis sie aus ihrem Loch schlüpfen mußte. Hohngelächter auf alle Predigten von Menschenliebe und Christentum! Alles lag still und friedlich um uns her. Kein Geräusch drang bis zu uns, selbst nicht der Lärm der nahe liegenden Yankeecamps. Auf dem Kanal auch alles totenstill, kein Schiff, kein Boot. Die ganze Welt schien ausgestorben. Es mochte wohl um die elfte Stunde sein, da plätscherten die Wellen etwas unruhiger gegen die Uferfelsen. Leise, sichtlich zurückgehaltene Ruderschläge, ein Boot glitt, von der See kommend, langsam und vorsichtig heran.

„George", wisperte ich, „wach auf oder wenn Du wachst, horch auf, hier kommt jemand herangeschlichen."

Wir krochen bis an den Abhang, von wo wir senkrecht herab auf den Kanal sehen konnten. Gerade in diesem Augenblick streifte sekundenlang ein Bruchteil von Schein, der sich diese kurze Spanne Zeit zwischen den Felsspitzen hindurch zufälligerweise gezwängt hatte, die

Stelle unter uns, wo das Boot lag. Es war eine kleine, ganz kleine Dampfpinasse, die aber nur unmerklich wenig Dampf an hatte. Die Leute auf der Pinasse sprachen englisch mit United-States-Akzent. Der Eine hatte eine Bullseye-Laterne, deren Schieber er jetzt, nachdem er sich überzeugt hatte, daß kein Späher in der Nähe war, zurückzog. Heller Schein, ein weißes, grelles Licht entströmte dem Innern der Laterne und beleuchtete klar und deutlich alles das, was in dem Fokus ihrer Lichtöffnung lag. Der Mann, der sie handhabte, war ein langer, hagerer Yankeejüngling in der knappen Uniformjacke eines amerikanischen Marineleutnants, einer Art Litewka.

Jetzt begann ein emsiges Arbeiten. Stricke, Taue und Stangen wurden behutsam in ein an der Pinasse befestigtes Boot gelegt. Die Taue wurden an dem Boot befestigt. Dann glitt die Pinasse leise erst an das rechte, dann an das linke Ufer. Die Stangen wurden als Pfähle, so gut es ging, an dem zerklüfteten Felsenufer angebracht, festgerammt und eingeklemmt. Dann wurde das inmitten des Kanals liegende Boot durch die Taue rechts und links an den Pfählen befestigt, so daß es stationär blieb. Wieder glitt die Pinasse zu dem Boot, irgendwelche schwere eiserne Gegenstände wurden an ihm angebunden, so daß es fast mit seinem Rand den Wasserspiegel berührte. Andere kastenartige, metallene Behälter wurden an dem Boot fest gemacht, dann noch ein prüfender Blick. Es schien alles nach Wunsch zu sein, denn die Pinasse wendete sich jetzt ab und kehrte dahin zurück, von wo sie hergekommen war.

Mein Herz pochte vor Aufregung, sogar George schien aus seiner gewöhnlichen Ruhe gekommen zu sein.

„George", sagte ich, „hier ist eine Höllentat vorbereitet worden. Wahrscheinlich vermuten die Yankees, daß die spanische Flotte den Versuch machen wird, im Dunkel der Nacht zu entwischen. Die Spanier, so nehmen die

Yankees an, werden keine Lichter anstecken und ihre Scheinwerfer nicht benutzen, um nicht gesehen zu werden. Aber auf diese Art werden sie auch das Boot mit seinen Höllenmaschinen an Bord, die wahrscheinlich Dynamit enthalten, nicht sehen können und — — — Das ist die Yankeekultur, die sie den Wilden hier bringen wollen.

George, wir dürfen heute Nacht nicht schlafen. Einer auf alle Fälle von uns beiden muß wachen und spähen und die ahnungslosen Spanier warnen, falls sie kommen sollten. —

Ich habe irgendwo in diesem Büchlein bereits zart angedeutet, daß das Fleisch meistenteils schwach ist. So ist es wohl zu erklären, daß George bereits nach einer Stunde schnarchte. Ich betrachte ihn neidisch, und da Schnarchen eine ansteckende Krankheit ist, habe ich wahrscheinlich auch sehr bald darauf geschnarcht; denn ich konnte mich am folgenden Morgen gar nicht besinnen, wann ich eigentlich eingeschlafen war. Jedenfalls stand die Sonne schon sehr hoch am Himmel, als George mich weckte und mir erzählte, daß er Hunger habe. Georges Hunger, der sich mit regelmäßiger Pünktlichkeit meldete, alterierte mich nicht. Vielmehr quälte mich der Gedanke, die spanischen Schiffe absolut nicht gerettet und den Morgen verschlafen zu haben.

„George, Mensch, hast Du diese Nacht einen Knall gehört? Ist etwas in die Luft geflogen?"

George hatte keinen Knall gehört. In die Luft schien auch nichts geflogen zu sein. Wenigstens hatte er auch nichts davon bemerkt. Dabei betastete er nervös seinen Körper, als wenn sein wertes Ich bei dieser Luftpartie in Frage gekommen wäre.

„Du mußt etwas Geduld haben, George. Wir gehen nachher herüber zu den Camps zu meinem neugewonnenen Freunde aus der Ober-Lausitz. Du weißt ja, Germany dahinten!! Der wird uns schon etwas zu essen geben. Aber Du hast mich ja heute früh gar nicht geweckt, wir

wollten doch in aller Hergottsfrühe das Boot da unten frei machen, damit es nicht etwa ein Malheur anrichtet."

George machte den Mund auf, als wollte er den alten Witz wiederholen, wie kann ich Dich denn wecken, wenn Du mich nicht weckst, dann machte er den Mund wieder zu und schnappte nur ein paar Mal mit den Zähnen, als wenn er sagen wollte, nun old boy, hurry up, wir wollen essen gehen.

Ich warf also noch einen Blick nach dem Boot. Das lag noch ruhig so da, wie es die Dynamiteriche befestigt hatten. Schiffsverkehr schien auf dem Kanal überhaupt nicht zu herrschen. In den vierundzwanzig Stunden, die wir nun bereits an seinen Ufern verlebt hatten, war auch nicht eine Spur von einem solchen zu sehen gewesen.

Wir gingen also durch Gebüsch und Struppicht nach dem eine gute halbe Stunde entfernten Camp, woselbst auch sofort unsere Kauwerkzeuge genügend Arbeit bekamen. Ich schwatzte mit den Soldaten, erzählte jedoch nichts von dem nächtlichen Bootsabenteuer. Die Yankees, wenigstens die im Camp, schienen gar nicht zu wissen, daß oder ob eine spanische Flotte sich im Hafen von Santiago befinde.

George hatte sich nach dem solennen Gabelfrühstück, wenn man ein Frühstück ohne Gabel überhaupt Gabelfrühstück nennen kann, wieder einmal zur Marketenderin „geschlichen". Nach einer Weile kam er mit geröteter Nasenspitze und leuchtenden Augen zurück.

„Du", wisperte er mir ins Ohr, „jetzt können wir die Geschichte mit der Parlamentärflagge doch noch machen. Die Marketenderin hat mir etwas Weißes gegeben." Damit zog er mich hinter einen Busch, wohin man uns auch diskret gehen ließ und holte ein gewisses „Etwas" unter seinem Jackett hervor.

„Mensch", schrie ich entsetzt auf, „das können wir doch nicht als Parlamentärflagge benutzen. Ein solcher Mißbrauch jenes geheiligten Friedenszeichens würde ja die

ganze Kriegswissenschaft und das gesamte internationale Recht von seinem hohen, seinem sublimen Piedestal herab in den Staub ziehen. Mensch, steck das Ding wieder weg, das ist ja eine Windel!!"

Ich war zu diesem Ausruf berechtigt, denn ich hatte, wenn ich mich auch selbst noch nicht zur Marketenderin geschlichen hatte, doch bereits verschiedene Male von jener interessanten Seite her deutlich und distinkt Babygeschrei gehört. Das konnte doch nur von dem Kantinenbaby herrühren. Aber George war über diese Zumutung außer sich. „Esel", schrie er, „hast Du denn die Marketenderin schon gesehen? Das ist ja eine ebenholzfarbige Negerin, schwärzer wie die schwärzeste chinesische Tusche und ihr Baby ist genau so schwarz wie sie, vielleicht noch schwärzer. Ein solches Baby kann doch keine weiße Windel haben. Es würde ja sonst darauf aussehen wie ein schwarzer Tintenklecks auf einem weißen Bogen Kanzleipapier. Niggerbabywindeln sind schwarz, Mensch, wenn Du's noch nicht weißt! Das ist eine Serviette!!"

Das änderte die Sache, ich steckte die „Serviette" ein und sagte George, ich hätte eine Idee. Aber jetzt müßten wir wieder zu den Yankees zurückkehren und da könnte ich ihm meinen Plan nicht erzählen. Er solle jetzt noch einmal ordentlich essen, auf Vorrat essen und auch noch etwas mitnehmen für alle Fälle.

Das tat George auch und als wir bald darauf aufbrachen, hatte er für seine Figur ein recht ansehnliches, wohlgefülltes, neckisches Spitzbäuchlein. —

Ein Sergeant hatte mir auf meine Bitte einen Hammer, Nägel und einiges anderes nützliches Werkzeug geborgt. Wo er es selbst in der „Eile" geborgt, weiß ich nicht; denn er hatte mich nicht ins Vertrauen gezogen.

Auf dem Wege zu unserem Lagerplatze zurück enthüllte ich George meine großartige Idee. Zu allererst natürlich müsse die Höllenmaschine unschädlich gemacht werden. Dann wollten

wir das Boot vorsichtig ans Land ziehen, an einer der Stangen die „Serviette“ befestigen und dann morgen früh den Kanal hinab, hoch unsere Parlamentärflagge schwingend, nach dem Hafen rudern, woselbst wir hoffentlich mit Enthusiasmus empfangen werden würden.

Das Werkzeug, das wir dazu brauchten, hatten wir ja! „Na, die Freude der Schwiegermama, Palomitas und der Fleischtöpfe, wenn sie Dich wieder haben, George.“ George lächelte verklärt. Aber, entweder glaubte er noch nicht so recht daran, oder aber irgend etwas schreckte ihn dabei zurück, denn er schaute mich gleich darauf wieder ängstlich an, ungefähr so wie ein junger Ehemann, dem seine liebe, junge Gattin freudestrahlend mitteilt, daß ihre liebe Mama sich für die nächsten vier Wochen zum Besuch angemeldet hat. Als wir in unserem Camp zurück, also at home waren, ruhten wir uns aus, um Kräfte für unser abendliches Unternehmen zu sammeln. In der Schummerviertelstunde schritten wir rasch zu Werke, da in den Tropen, wie ich bereits erzählt habe, die Dunkelheit sehr schnell einsetzt. Das wenige, was wir an Kleidungsstücken noch besaßen, warfen wir ab und stiegen, so rasch die spitzen Steine es erlaubten, zum Ufer herab. George, der viel schlänker war als ich, stürzte sich zuerst in die salzige Flut und schwamm nach dem Kahn hinüber, das heißt er paddelte sich vorsichtig an der Leine entlang, dann stieg er noch vorsichtiger, denn das Ding konnte explodieren, in den Kahn. Wir hatten natürlich vergessen, daß, wenn Georges Körpergewicht darin war, der Kahn dadurch noch mehr heruntergedrückt wurde, so daß sofort etwas Wasser einfloß. Sobald George das Naß an seinen Füßen bemerkte, bekam er's mit der Angst zu tun, sprang sofort heraus und paddelte sich an der Leine wieder zurück zu mir. Er meinte, ich sollte gehen. Er hole sich dabei nur nasse Füße. Ich suchte ihn zu überzeugen, daß ich doch noch viel schwerer wie er sei, den

Kahn noch mehr herabdrücken und also nicht nur nasse Füße, sondern wahrscheinlich auch nasse Waden bekommen würde. Nach vielem Hin- und Herreden sagte er, daß er nur ginge, wenn ich auch mitginge. So sprangen wir also beide ins Wasser, paddelten uns an der Leine entlang bis zum Boot, paddelten uns, jeder auf seiner Seite, am Boot entlang, vergaßen dabei ganz, daß das Ding jeden Augenblick in die Luft fliegen konnte und wollten nun die jenseitige Leine abschneiden. Natürlich hatte George das Messer, das wir zu diesem Zweck mitgenommen, am Ufer liegen lassen. Ich sagte, er solle zurückpaddeln, das Messer holen, es zwischen die Zähne nehmen und wieder herpaddeln.

George sagte, das könne er nicht, ihm klapperten die Zähne von dem vielen Paddeln vor Frost, und da könne er doch kein Messer dazwischen halten. Dies war klar, und, da es inzwischen recht dunkel geworden war, gaben wir das Unternehmen für diesen Abend auf, kletterten in unser Dachstübchen, trockneten uns mit der Parlamentärflagge ab und legten uns zur Ruhe, mit dem gegenseitigen festen Versprechen, am nächsten Morgen wirklich mit Sonnenaufgang aufzustehen und unsere Kahnfahrt wirklich zur Ausführung zu bringen.

Lustig wehte die Parlamentärwindelserviette im Abendzephir. Wir hatten sie zum Trocknen aufgehängt.

Aber die Ruhe wollte nicht kommen. Diesmal war das Fleisch stark und der Geist schwach. Müde waren wir schon, aber wie wir auch unsere Glieder streckten, sie waren nicht damit zufrieden, kein Plätzchen schien ihnen gut genug zu sein. George war nervös und ich noch viel mehr.

„George", sagte ich, „wir wollen noch einen kleinen Abendspaziergang machen und uns das Scheinwerferfeuerwerk noch einmal ansehen. Morgen Abend sind wir schon in Santiago und da können wir es doch nicht

mehr sehen. Wir gingen also in der halben Dunkelheit den bekannten Weg nach dem Ausguckposten.

In diesem Augenblicke trug eine freundliche Windrichtung den Ton einer Kirchenglocke zu uns herüber. „Die Glocken läuten in Santiago den Sabbat ein", sagte ich. „Morgen ist Sonntag, morgen werden wir vielleicht nach längerer Zeit zum ersten Male wieder einen zivilisierten Sonntag feiern dürfen. Es ist schon so lange her, daß wir es nicht mehr konnten. Freust Du Dich darauf, George, morgen wieder bei Deiner Schwiegermama und bei Deiner Palomita zu sein?"

Von den amerikanischen Schiffen waren, wie die Leuchten der Scheinwerfer deutlich zeigten, heute Abend statt der gestrigen sieben nur noch fünf da. Eines von den beiden Fehlenden lag jetzt bei den Transportschiffen, das andere war nirgends mehr am Horizont auffindbar. Es war verschwunden.

Es war zwar nicht frühester Morgen, nicht die Stunde der krähenden Hähne, sondern bereits gut sieben Uhr, als wir zu unserer gefährlichen Expedition herniederstiegen. Diesmal nahmen wir gleich alles Werkzeug mit herunter, wir wollten ja nicht wieder zurückkehren zu unserer improvisierten „Bleibe" da oben in der Felsenkluft, wir wollten ja losgondeln zur Schwiegermama und zu den Fleischtöpfen.

Die Arbeit war leichter, als wir uns es vorgestellt hatten, wir änderten aber unseren Plan und schnitten das Tau vom Boot ab, das auf unserer Seite lag. Wir brauchten nämlich den Pfahl am anderen Ufer als Mast und Träger für unsere Parlamentärflagge. Wir schnitten alles ab, was an blechernen Kästen usw. an dem Boote befestigt war. Es plumpste ins Wasser, aber es knallte nicht. Was an Eisenstücken im Boot lag, wurde ebenfalls nach dem Flußboden befördert, dann zogen wir uns, wie dies die Fähren tun, am gegenseitigen Tau ent=

lang bis ans andere Ufer, nahmen den Pfahl aus seiner eingeklemmten Lage und versuchten, nach unserem gegenüberliegenden Ufer zurückzugondeln. Dies gelang uns jedoch nicht. Ein Ruder hatten wir nicht, und da die Flut eingesetzt hatte, trieb der Kahn ein ganzes Stück landeinwärts, bis wir endlich das andere Ufer erreichten. Nun kam eine sehr schwierige Arbeit, nämlich die, das Werkzeug und den anderen Pfahl herbeizuschaffen. Ein Saumpfad existierte nicht. Über die Felsen konnten wir nicht gut klettern, also blieb uns nichts weiter übrig, als unser Boot stoßweise, das Ufer entlang, gegen den, wenn auch nur schwachen Strom, an die betreffende Stelle zurückzubugsieren. Es dauerte eine gute halbe Stunde, bis wir endlich wieder dort waren, von wo wir gekommen.

Jetzt wurde Zimmermann gespielt, ein Ruder und ein Mast fabriziert. Oben an den Mast nagelten wir die Parlamentärflagge. Dann verluden wir unsere Habseligkeiten, die hauptsächlich aus einer alten, leeren Tomatenbüchse bestanden. Ich wollte rudern und George sollte steuern. Ich hatte zwar in meinem Leben noch nie gerudert. George sollte steuern und da kam es zwischen uns zu einer Meinungsverschiedenheit. George, der schon einmal auf dem großen Teich im Neuyorker Zentralpark in einem Kahne gefahren zu haben behauptete, war der Meinung, daß der Steuermann mit dem Rücken nach vorne zu sitzen habe. Der Ruderer hätte dann den Steuermann aufmerksam zu machen, ob er das Steuer rechts oder links zu drehen hätte. Ich bestritt dies, aber er sagte, er wisse es ganz bestimmt, und wenn ich immer an ihm herumzumäkeln hätte, dann stiege er aus und führe überhaupt nicht nach Santiago. Ich weiß heute noch nicht, wer von uns beiden recht hatte, denn ich habe nie wieder gerudert. Ich stieg jetzt auch ein, stieß das Ufer mit meiner Ruderstange zurück, und wir starteten auf unserer Fahrt zur Schwiegermama. Weiß wehte die Windel im

Winde!! Flott ging die Ruderpartie nicht vonstatten; denn erstens konnte ich nicht rudern, zweitens kann man mit einem Ruder überhaupt nicht rudern und drittens steuerte George, welcher ganz entschieden verkehrt saß, immer falsch. Wenigstens komme ich jetzt, wo ich dies diktiere und mir jenen denkwürdigen Tag wieder ins Gedächtnis zurückrufe, immer mehr zu dieser Überzeugung. Wenn zu jener Stunde nicht zufälligerweise Flut gewesen wäre und wir sozusagen mit dem Strom getrieben, wären wir überhaupt nicht vorwärts gekommen.

„George", sagte ich, „jetzt bin ich schon zum viertenmal umgefallen, immer nur, weil Du falsch steuerst und immer die Ufer anrempelst. Ich werde noch in den Kanal fallen, und ich will doch meine alten Hidalgos nicht Wasser schlucken lassen. Wenn dieses Schneckentempo so weiter geht, kommen wir bis heute Abend überhaupt nicht mehr nach Santiago, und Deine Palomita bleibt noch vierundzwanzig Stunden länger Strohwitwe. Das müssen wir doch zu vermeiden suchen. Wir wollen doch lieber das Boot drehen, ich glaube, dann kommen wir besser vorwärts."

Aber George war halsstarrig und sagte, ich verstünde nichts vom Wassersport. Während wir so hin und her parlamentierten, fingen unsere Ohrmuscheln plötzlich ein ganz seltsames, gurgelndes Geräusch auf. Nach und nach wurde es deutlicher. Es waren die Töne der Schraubendrehungen eines großen Schiffes. Jetzt, da unser Schifflein gerade um eine Uferbiegung glitt, kam das in Sicht, dessen Maschinen jenes unerwartete Geräusch hervorgebracht hatten. Feierlich, herrlich anzuschauen, durch seine schmale Umgebung riesenhaft erscheinend, kam es daher. Es war ein Schlachtschiff modernster Konstruktion, blendend weiß, hell strahlten seine goldähnlichen Messingbeschläge. Hoch am Mast wehte stolz die rotgelbe Flagge mit dem Löwen von Leon und Kastilien im goldenen Felde, die Wappen und die Farben Spaniens. Langsam, wie

tastend, kam es näher, aber seine Maschinen ächzten, die starke Rauchentwicklung und die siedend heißen Dampfausströmungen aus allen seinen Ventilen bewiesen, daß seine Kessel unter stärksten Feuern lagen und dem Zerspringen nahe waren. Aber der weiße Schwan sparte seine Kräfte, seine vollen Kräfte auf, für den Augenblick wenn er sie ganz und vollstens nötig haben würde.

Das Deck war klar zum Gefecht. Die Geschützrohre glänzten wie frisch geputztes Silber. Seeleute und Offiziere schienen ihren Sonntagsstaat, jene goldstrotzende Uniform Spaniens, für diesen großen Tag angelegt zu haben. Jetzt sah ich auch die andere Flagge. Sie zeigte an, daß dies das Flaggschiff der Flotte und daß der kommandierende Admiral selbst an Bord war und den Befehl übernommen hatte. Da stand er hoch oben auf der Brücke, der alte, mir wohl bekannte, weißbärtige und so überaus bescheidene, liebenswürdige Mann, der Admiral Cervera.

Die Infanta Maria Theresa war es, das schönste Schiff Spaniens. Stolz trug es seine wappengeschmückte Visitenkarte in großen, goldenen Lettern am Bug.

* * *

Die Infanta war vorüber. Niemand auf dem Schiff hatte unsrer geachtet, obgleich wir nur ein paar Meter von ihm entfernt am Ufer lagen, andächtig zu ihm emporschauend. George guckte mich verwundert an. „Nanu", sagte er, „die haben uns doch ganz ruhig hier liegen lassen. Die hätten uns doch eigentlich kapern müssen, wir sind doch Prise!"

„Aber nicht doch", wehrte ich ab, „wir sind doch keine Prise, wir sind doch nicht Feind, wir sind doch die friedfertigsten Menschen der Welt. Unsere Parlamentärflagge zeigt doch, daß wir so unschuldig sind wie ein neugeborenes Kindlein."

„Alter Quatschkopp", sagte George, „immer wieder fängst Du mit Deinen albernen Sticheleien an. Jetzt

wieder die dumme Anspielung von dem unschuldigen Baby. Ich habe Dir doch schon zehnmal gesagt, daß es eine Serviette ist!"

Während wir uns so wieder einmal zankten, war das nächste Schiff der spanischen Flotte herangekommen. Auch dieses, die „Viscaya", kam, obgleich auch sie unter vollster Dampfentwicklung stand, der schwierigen Durchfahrt und des engen Fahrwassers halber sozusagen nur schrittweise im langsamsten Tempo ihres Weges daher. Auch die „Viscaya" beachtete uns nicht. Die Besatzung hatte wohl Wichtigeres zu tun.

„Siehst Du, George", sagte ich, „wir sind nicht Prise. Du hast kein Glück, Du sollst und mußt noch heute in den Armen Deiner Schwiegermama liegen. Das Schicksal will es, und ich will es auch."

Starker Schraubenschlag zog jetzt unsere Aufmerksamkeit auf das nächste Schiff in dieser feierlichen, in der Weltgeschichte einzig dastehenden Polonäse. Ein großer, dunkler, bis an die Zähne bewaffneter Panzerkreuzer kam, schnaubend und zitternd vor Kampfeslust, als dritter in der Reihe. Mächtiger und furchtbarer als seine Vorgänger. Wir starrten zu dem Koloß empor, wie er näher und näher kam. Zwei düstere, drohende Panzertürme bekleideten seine Flanken. Aber was war das? Dort, wo sonst in dieser Art Konstruktionen moderner Seekriegskunst die Geschützrohre aus den Öffnungen dem Feinde wie drohende Fäuste entgegenlugten, da war es leer, leer wie die berüchtigten öden Fensterhöhlen in Schillers „Glocke". Aber nicht so ganz öde, denn durch eines dieser Guckfenster schaute ein feistes, gepudertes Damenantlitz aus spitzbübischen Äuglein unter einem großen, blumenumrankten, modernen Sommerhut hervor. Die neugierigen Blicke dieser schelmischen Äuglein blieben an unserer Pseudo-Parlamentärflagge verwundert hängen. Dann streiften sie George und mich. Im Augenblick,

als sich Georges schöne Gestalt auf ihren Zwillingsirissen fixierte, wurden ihre Äuglein plötzlich bedeutend größer, die Oberlippe mit dem zierlichen, schwarzen, englisch gestutzten Schnurrbärtlein, wie es die spanischen Donas, wenn sie das Schwabenalter überschritten haben, so oft anzusetzen belieben, wölbte sich halb verwundert und halb spöttisch, dann verschwand das ganze Wunderbild aus unserem Fokus.

George schien genau so verwundert zu sein wie jenes Gesicht mit der schnell wechselnden Mimik, aber ich hatte keine Zeit, ihn zu fragen, denn jetzt überstürzten sich die Ereignisse. In der Mitte des Schiffes an der Reling stand ein kleiner, schmächtiger, älterer Herr mit dem bekannten spanischen, bereits ergrauten Spitzbarte neben einem Marineoffizier. Auch diese beiden Herren schauten uns, unser Boot und die Mastserviette mit weitaufgerissenen Augen verwundert an. Dann plötzlich, als wenn er das Zipperlein hätte, fing der kleine Herr in Zivil heftig mit den Händen und Armen auf spanisch zu gestikulieren an, immer dabei auf George deutend.

„Du", sagte ich, „das ist wohl Dein Schneider, dem Du noch etwas schuldig bist, der Herr scheint Dich sprechen zu wollen."

„Unsinn", lispelte George kaum hörbar, „das ist ja mein Schwiegervater und da — um Gotteswillen — ist ja auch meine Schwiegermutter!!!"

Die alte Dame mit den verzwickten Augen und dem dunkeln, englisch gestutzten Schnurrbart kam jetzt, den Sonnenschirm lebhaft schwingend, aus der hinteren Öffnung des Panzerturmes gestürzt und schrie im höchsten Diskant: „Halten, halten, da ist ja Jorge! Jorge, komm sofort herauf, Du Rumtreiber, Du Vagabund!" Hinter der Dame erschien jetzt auch eine jüngere weibliche, sehr appetitlich aussehende Persönlichkeit, in der ich sofort Palomita wiedererkannte, die ich so oft in Washington

wenn sie George abends aus dem Geschäft abholte, gesehen hatte.

Die Maschinen stoppten wirklich für einen Augenblick, ich gab dem Ufer wieder einen Stoß, der das Boot bis dicht an den Kreuzer herantrieb. Ein Fallreep wurde herabgelassen und halb zog man uns, halb sanken wir, von einem halben Dutzend nerviger Matrosenfäuste gepackt, über die Reling auf das Deck. — —

Während Georges Schwiegerpapa bei dessen Ankunft an Bord des „Cristobal Colon", so hieß unsere neue „Bleibe", der Name stand nämlich mit großen, schwarzen Buchstaben auf sämtlichen Rettungsbooten und Rettungsringen, in bescheidener Entfernung blieb, da er doch wußte, daß er neben seiner Frau nicht aufkommen konnte, stürzte sich diese mit heftigen Vorwürfen auf meinen vor Angst zitternden lieben, guten Freund. Dieser kniff aus und hatte dabei das Glück, direkt in die Arme seiner sich in diesem Augenblick nähernden Palomita zu fallen.

Mit einem: George dear, lieber, guter George, da bist Du ja endlich wieder, schmiegte sich diese wie das Täubchen, das sie war, an die Brust ihres Täuberichs.

Ich bin kein Neidhammel und gönne jedem das Seine und die Seine. Aber in diesem Augenblick hätte ich doch für mein Leben gern in Georges Haut gesteckt. Die Umarmungen wollten gar kein Ende nehmen und George, dessen Natur eigentlich nicht so liebebedürftig und heißblütig war, blieb gern in Palomitas Armen, weil dann doch die Schwiegermama nicht an ihn heran konnte. Glücklicherweise für George und dessen Augen, die ihm sonst sicherlich ausgekratzt worden wären, kam jetzt ein Offizier und mahnte die Damen, sich schleunigst wieder in ihren Schlupfwinkel im Panzerturm zurückzubegeben, da die feindliche Flotte jeden Augenblick in Sicht kommen werde. Wir wären auch gern mit hereingeschlüpft, aber wir durften nicht, da die Herren den übrigen Platz

anderweitig für sich brauchten. Nach kurzer Überlegung hielten es also Georges Schwiegerpapa, George und ich für das Richtigste, hinter den breiten Schornstein zu treten. „Hier ist es am sichersten“, sagte ich, „durch den Schornstein können die Kugeln doch nicht gut durch und außerdem wirkt ein solcher Schornstein, wie ich gehört habe, immer sehr anziehend auf die Kugeln und funktioniert dergestalt wie ein veritabler, automatisch tätiger Kugelfang.“

Der alte Herr, der mich ernst und für voller als George zu nehmen schien, teilte mir mit, daß Admiral Cervera sich mit seinen Schiffen bereits seit einigen Wochen im Hafen von Santiago aufgehalten hätte, es aber schließlich für unpatriotisch und unsoldatisch gehalten hätte, noch länger dort tatenlos zu verbleiben, besonders auch deswegen, weil der Proviant in der Stadt bereits äußerst knapp geworden wäre. Er beschloß also, sich durchzuschlagen und hatte den heutigen Morgen deshalb ausgewählt, weil er durch die Wache auf dem Morro erfahren hatte, daß der amerikanische Admiral mit seinem Flaggschiff nach links und die „Massachusetts“ irgendwohin nach rechts abgedampft seien. Bei Nacht war die Fahrt durch den engen Kanal für die verhältnismäßig großen Schiffe zu gefahrvoll, also voilà da sind wir!

„Aber warum haben Sie, Estimadisimo Senor, und Ihre werte Frau Gemahlin sich dieser gefährlichen Expedition angeschlossen?“

„Meine Frau hat eine solche Furcht vor den Yankees. Sie fürchtete, falls diese die Stadt einnähmen, für ihre Tugend. Sie müssen nämlich wissen“, fügte er erläuternd hinzu, „diese blonden Yankeeteufel sind ganz verschossen in unsere glutäugigen Spanierinnen!“

Vom vorderen Deck hörte man die alte Dame im Panzerturm mit keifender Stimme die arme Palomita ausschelten: „Du nichtsnutziges, ungeratenes Ding, wie konntest Du nur diesem Taugenichts, diesem Vagabunden

von einem Jorge derartig freundlich begegnen, als ob nichts vorgefallen wäre? Du hast Dich ja buchstäblich dem Menschen an den Hals geworfen!"

Die böse Zunge hätte sicherlich den armen George, der bleich und zitternd diese absprechende Kritik seiner Person mit anhörte, noch mehr heruntergerissen, wenn nicht in diesem Augenblick ein furchtbarer Kanonenschlag ertönt wäre. Wir alle schwiegen beklommenen Herzens, die alte Dame wahrscheinlich auch.

Jetzt wieder ein Kanonenschlag, noch furchtbarer als der erste, dann eine ganze Tonleiter davon, in das sich noch andere Kaliber mischten! Der Seekampf hatte begonnen!

Ein Offizier, der von der Kommandobrücke herabeilte, streifte uns und erklärte uns auf unsere fragenden Blicke: Die „Infanta" hat das Feuer eröffnet. Gott schütze unsere braven Schiffe! Viva Espana! Dabei nahm er ehrfurchtsvoll die Mütze ab. Auch wir, der kleine Herr und ich, entblößten das Haupt und sekundierten ihm von ganzem Herzen. Viva Espana!

George, der wahrscheinlich wieder nicht verstanden hatte, um was es sich handelte, sekundierte nicht und entblößte auch nicht. Er schaute der Szene erstaunten Blickes zu, machte den Mund auf, als ob er etwas fragen wollte. Dabei vergaß er wahrscheinlich, was er fragen wollte, fragte nichts, und vergaß dabei, den Mund wieder zuzumachen.

„George, Du bist klug und weise, Du weißt, was sich gehört. Man sieht, Du bist ein erfahrener Krieger. Wenn die Kanonen donnern, muß man immer den Mund aufsperren, sonst springt einem das Trommelfell. Du weißt Bescheid!" Aber es war nur Galgenhumor, der aus mir sprach, denn in diesem Augenblick drehte unser „Cristobal Colon" nach rechts, so daß seine Breitseite Front gegen den Feind zeigte und feuerte ebenfalls seine erste Salve ab. Salutschießen im Lustgarten menschlicher Mordgier!

Die amerikanische Flotte lag jetzt keine tausend Meter entfernt vor uns. Noch hatten die Panzer ihren Ankerplatz nicht verlassen, wenn auch ihre Geschütze bereits lebhaft das Feuer der Spanier erwiderten. Aber das stoßweise, immer schneller werdende Drängen der nach außen strebenden Rauchwolken bewies, daß sie ihre schwach brennenden Feuer zu riesigen Gluten in furchtbarster Eile antrieben und in wenigen Minuten genug Dampf aufgesetzt haben würden, um die Verfolgung unserer Flotte aufzunehmen. Man hörte bereits die Ankerketten rasseln und sah die Anker selbst sich aus ihren nassen Ruheplätzen erheben, schwebend in der Luft. Die Verfolgung mußte jeden Augenblick beginnen.

Die Sache wurde sengerich. Da fiel mein Blick auf die Rettungsringe. Mich immer soviel wie möglich hinter dem Schornsteine haltend, stürzte ich auf einen zu und schob ihn mir über. Der kleine Herr und George folgten meinem Beispiel. Dann holte ich noch zwei davon: „Für die Damen", schrie ich, denn ein einfaches Sprechen bei dem Kanonendonner wäre nicht mehr zu hören gewesen. Das Laufen auf dem Schiffe war schon recht schwierig geworden. Der Seegang und die Rückwirkung des Geschützfeuers hatten das Schiff in ganz unberechenbare, schwankende Bewegungen gebracht. Mit Mühe und Not erreichte ich den Panzertum mit meinen Ringen. Palomita war rasch beringt, aber mit der etwas sehr in die Breite gegangenen und dazu sich noch in der höchsten Aufregung befindlichen Dona Laura ging die Sache nicht so leicht. Über den Kopf konnte sie den Ring nicht ziehen, denn da hatte sie den Hut drauf. Sie versuchte es von unten, aber da sie sehr nervös und quecksilbrig war, konnte sie zuerst absolut die Ringöffnung mit ihren Beinchen nicht finden. Dann machten ihre Röcke derartig sonderbare Kapriolen, daß — — — nun, daß — — Diskretion Ehrensache ist. Sie mußte also ihren Hut abnehmen. Dann

stülpte ich ihr den Ring über den Kopf, wobei die Frisur litt. Sie war sehr aufgebracht darüber. Weiter unten ging es auch nicht so leicht, der Ring war eben nicht ihre Nummer. Als alles so leidlich auf seinem Platze war, wollte sie den Hut wieder aufsetzen, aber ohne Spiegel ging das auch nicht so leicht. Sie war noch weidlich am Schimpfen, daß kein Ankleidespiegel da war, als ich den Panzerturm wieder verließ, um zu dem kleinen Herrn und zu George zurückzukehren.

Unsere Schiffe hielten sich so nahe als möglich an die Küste und feuerten dabei unaufhörlich ihre Breitseiten ab. Die Yankeeschiffe, soweit sie imstande gewesen waren, genügend Dampf aufzusetzen, waren uns schon gehörig auf den Fersen. Überdies ließ die Schnelligkeit der spanischen Kreuzer sehr nach, da ihre Maschinen nicht die Kräfte hatten wie die der Yankees. Auch hatten die Kessel viel länger unter Feuer gelegen als die Yankeekessel. Die feindlichen Granaten richteten große Verheerung auf den verhältnismäßig schwachen Schiffen der Spanier an. Tote und Verwundete lagen überall auf dem Deck umher. Das Deck selbst begann an vielen Stellen zu brennen, da es nur eine Holzverschalung hatte, und der Teer in den Ritzen der Planken dem Feuer reiche Nahrung gab. An vielen Stellen waren auch die feindlichen Geschosse durch das Deck geschlagen, hatten die Maschinen demoliert und außer Betrieb gesetzt. Auch im Innern des Schiffes brannte es bereits.

Nur noch wenige Plätzchen auf Deck blieben als Standort möglich. Der Boden unter uns wurde schon unangenehm heiß. Vom Panzerturm her tönte durch den furchtbaren Lärm das Kreischen der Damen herüber. — Das ganze Schiff glich nur noch einem verstümmelten Körper. Die züngelnden Flammen leckten gierig das Blut der Verwundeten. Stöhnen, Ächzen, zischende Granaten, Rauch und Feuer, wohin man schaute! Das Plätzchen

hinter dem Schornstein war wirklich das richtigste gewesen. Weder der kleine Herr, noch George und ich waren im geringsten verletzt. Nur etwas benommen waren wir, aber etwas sehr. George hatte den Mund indessen wieder zugemacht, aber das Trommelfell ist ihm trotzdem nicht geplatzt, was alle Theorien zuschanden machte.

Auch die anderen spanischen Schiffe brannten lichterloh, und sowohl ihre Führer als auch unser Kapitän wußten in der Verzweiflung nichts besseres, als die Schiffe gegen das Land zu richten und auf den Strand aufzurennen. Wir drehten also, aber ehe wir in die nächste Nähe des Strandes kommen konnten, hatte das Feuer derartig vom Schiffe Besitz ergriffen, daß ein Bleiben auf ihm für die meisten nicht mehr länger möglich war. Das Wasser mußte wohl hier auch schon ziemlich seicht sein, denn wir sahen, daß sehr viele der Überlebenden der Besatzung, die Offiziere inbegriffen, es vorzogen, über Bord in die Wellen zu springen.

Meine Marine-Ausbildung war und ist eine limitierte. Ich dachte also, wenn die anderen, die doch viel marinierter sind als ich, ins Wasser springen, wird das wohl das Richtigste sein. Ich sagte also zu dem kleinen Herrn und zu George: „Jetzt heißt es die Damen holen und auch schwimmen gehen." Der kleine Herr und ich stürzten die paar Schritte nach dem Pulverturm und zerrten die Damen heraus. George kam nicht mit, da er mehr Angst vor der Schwiegermutter, als vor Feuer und Wasser hatte. George war sehr stoisch geworden. Nelson bei Trafalgar konnte auch nicht ruhiger gewesen sein. Wie wir alle vier im Wasser waren, mußte er uns dann aber doch auch nachgesprungen sein, da ich ihn später im Boot wiederfand.

Wir waren eine ziemlich große Gesellschaft im Wasser, ein ganzes Familienbad. Der Wellengang war nicht sehr stark, die Ringe hielten uns den Kopf und die Schultern über Wasser und wir paddelten alle dem Strande zu.

Wir paddelten, aber es ging wieder einmal, wie der alte Stammbuchvers sagt: Hoffe nichts, fürchte nichts, es kommt doch ganz anders, wie Du denkst. — —

Wir hatten also das Land vor uns und wären sicher ganz gut aufs Trockene gekommen, wenn nicht auf einmal vor uns eine ganze Horde von jenen gemeinen Strauchdieben von Cubanischen Freiheitshelden, den Mestizmulattenniggern, erschienen wäre und auf die armen, mit den Wellen ringenden Spanier, und also auch auf uns, ein regelrechtes Gewehrgeknatter losgelassen hätte.

Das war sehr unangenehm. Ich guckte immer unter mir in das Wasser, ob es schon rot von Blut wäre, denn wenn es rot gewesen wäre, dann wäre ich doch tot gewesen. Aber es wurde nicht rot, infolgedessen lebte ich noch. Hinter uns waren die Yankees mit ihren Booten, vor uns diese Scheusale von Cubanern. Ich zog die Yankees vor und drehte wieder um.

Da bekam ich einen Schlag auf den Rücken, daß mir sämtliche Knochen weh taten.

„George", schrie ich, „Du gemeiner Kerl, Du hast mich wieder auf den Rücken gehauen. Laß doch die albernen Späße." Aber niemand antwortete, und so ist es vielleicht George gar nicht gewesen. — —

Wieder, wie damals im Hafen von Habana, ergriff mich irgend jemand am Kribs und zog mich in ein Boot hinein. Es war ein Rettungsbot des amerikanischen Kriegsschiffes „Oregon". In ihm lagen schon ein halbes Dutzend Spanier im blutigsten Pêle-Mêle. Jemand schob mich auf eine Bank. Ich war noch etwas dumm im Kopf und bemerkte daher jetzt erst, daß neben mir auf der Bank Dona Laura Platz genommen hatte. „Muy buenos dias", sagte ich höflich, den Hut ziehen wollend, den ich aber nicht mehr hatte. Sie aber hatte den ihrigen noch auf, Hutnadeln haben doch ihr Gutes! Sie antwortete mir gar nicht, sie war noch zu echauffiert.

Immer mehr füllte sich das Boot. Jetzt tauchte auch Georges Kopf neben einem kräftigen Matrosenarm über dem Bootsrande auf. Als er seine Schwiegermama erkannte, zappelte er mit Armen und Beinen und wollte mit Gewalt wieder ins Wasser zurück.

Aber der kräftige Nordländer, der in der Yankeemarine Söldnerdienste verrichtete, war stärker als der zappelnde George und rein mußte er. Georges Erscheinen im Boot erweckte sofort die Lebenskräfte und die Zunge Dona Lauras zu neuen Taten. Im geläufigsten Castilisch überschüttete sie den nassen jungen Mann mit den greulichsten Anschuldigungen.

„So ein Mensch soll existieren, der nicht die geringsten Manieren sein eigen nennt und seine Pflichten gegen seine gute Schwiegermutter und gegen seine Frau derartig vernachlässigt! Und wie sieht der Mensch aus: keinen Kragen um, das Hemd nicht gebügelt, die Schuhe ungeputzt! Und dann George, was hast Du denn da auf dem Kopfe? Ist das eine anständige Kopfbedeckung für einen jungen Mann aus guter Familie? Du spielst wohl Maskerade oder hast in einem lebenden Bilde als Rotkäppchen mitgewirkt?"

Dabei riß sie dem vor Angst zitternden George das rote Bandanataschentuch vom Kopfe und wischte sich, da sie wahrscheinlich ihr Ridikül bei der Wasserpartie verloren hatte, ihre vor Erregung rote Nase damit. Dann warf sie es entrüstet ins Meer.

Ich mußte entschieden George, seiner erbitterten Gegnerin gegenüber, unter die Arme greifen. —

„Dona Laura", sagte ich, höflichst dabei an den Ort greifend, wo ich sonst gewöhnlich einen Hut sitzen hatte, „ich erlaube mir ganz ergebenst, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß Sie durch Ihre Erregung in eine, Ihrem werten Befinden durchaus nicht wohltuende Alteration versetzt werden. Überdies erlaube ich mir ebenso ergebenst, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß Ihr Hut etwas

schief sitzt, die Frisur in Unordnung geraten ist und daß der Teint, Ihr so wunderbar rosiger Teint, durch das Wasserabenteuer etwas gelitten hat; soweit ich es beurteilen kann. Wir werden in wenigen Minuten an Bord eines der amerikanischen Kriegsschiffe sein, woselbst sicherlich die Herren Yankee-Offiziere ihre kritischen Blicke zu allermeist auf Sie, hochverehrte, gnädige Frau, als einzige Oase in dieser Wüste, richten werden."

Höchst erschreckt über diese Mitteilung fuhr Dona Laura nach ihrem Hute, ihrer Frisur und ihrem Teint, hastete mit sämtlichen Fingern aufgeregt hin und her und vergaß dabei glücklicherweise gänzlich meinen armen George.

Während also Schwiegermamachen mit der Reparatur ihrer Toilette beschäftigt war, spähte ich emsig nach den beiden fehlenden teueren Familienmitgliedern aus. Von allen Seiten konvergierten jetzt die zur Rettung ausgesandten Boote nach ihrem Hauptquartier, dem Schlachtenkreuzer „Oregon".

Die Schiffstreppe war zu unserem Empfange bereits herabgelassen. Am Fuße derselben lag ein halbes Dutzend Boote. In dem vor uns eingetroffenen sah ich zu meiner großen Beruhigung den kleinen Herrn und seine in ganz guter Verfassung scheinende Tochter, Georges Gattin. Sie waren bereits auf Deck, als endlich auch die Reihe an uns kam. Es war ein bunter Zug, der sich die Treppe hinaufschlängelte und auf das amerikanische Schiffsdeck ergoß, das nicht sehr aufgeräumt erschien. Es lag noch alles so umher, wie es der Augenblick gebar, als der heiße Kampf tobte. Die spanischen Kugeln schienen alle daneben geflogen zu sein, denn Löcher oder sonstige grobe Unregelmäßigkeiten waren nirgends zu bemerken.

Die Yankee-Offiziere standen in der Nähe der Treppe und grüßten die verwundeten und gefangenen Spanier, indem sie die rechte Hand an die Mütze und den linken Zeigefinger an die linke Hosennaht legten. Überall in

der Welt, wo ich noch gewesen bin, scheint es Brauch für uniformierte Leute zu sein, sobald sie jemand grüßen, die rechte Hand an die Mütze und die linke Hand an die linke Hosennaht zu legen.

Die Amerikaner grüßten also die armen Spanier. Sie erwiesen ihnen alle möglichen Ehren und doch hatten sie dieselben erst vor einer Stunde, oder so, mit Bomben und Granaten beworfen und zu Krüppeln verstümmelt.

In der langen Reihe von Gefangenen und Verwundeten, die sich die etwas schwierige Schiffstreppe hinaufschlängelten, so gut es eben ging, kam jetzt auch mein Freund George auf Deck an. Er ging in der Prozession an den salutierenden Offizieren und neugierigen Mannschaften mit vorüber, als ob er dazu gehöre. Als sein Vordermann, ein spanischer Unteroffizier, militärisch die ihn begrüßenden Yankees in der geschilderten Weise salutierte, machte er mechanisch mit, indem er die rechte Hand dahin legte, wo in gewöhnlichen Zeiten die Soldaten die Mütze tragen, dann fuhr sein linker Zeigefinger ebenfalls mechanisch an die linke Hosennaht, welche aber nicht da war, da Georges Hosen gerade dort aufgetrennt waren. Er wurde dadurch verwirrt, tastete immer an der betreffenden Stelle herum und stolperte schließlich, da sein Hintermann, der doch auch die rechte Hand an das rechte Ohr und die linke Hand an die linke Hosennaht legen wollte, ihn ungeduldig drängte.

Ich zog ihn aus der Reihe heraus und sagte: „George, laß doch den Unsinn, Du bist doch kein gefangener Spanier. Dich geht doch die ganze Komödie nichts an. Komm lieber herüber zu Deiner guten Schwiegermama, die schon sehnsüchtigst auf Dich wartet und hilf ihr den Ring wieder abziehen." An diesem zerrten der kleine Herr und Palomita bereits seit einiger Zeit vergebens. Dona Laura war zwar hineingekommen, aber es schien schier unmöglich, sie wieder herauszuholen.

Sie war in ihrer durcheinandergekommenen Toilette eine Studie. Was die Farbenzusammenstellung anbetraf, so hätten die hoffnungsvollsten Futuristen der abgeschnittensten Sezession die resultatreichsten Modellstudien an ihr machen können. Sie war in der Tat eine Oase in dieser Wüste reizloser Männlichkeit. Sämtliche Yankee-Gentlemen, nehmen wir an, daß sie sämtlich Gentlemen waren, reckten sich sämtliche Hälse nach ihr aus. Dona Laura drehte sich geschmeichelt wie ein Pfau. Aber bei jeder Drehung wurde sie rot, violettrot, denn wo auch ihr Blick ein stilles Ruheplätzchen suchte, fand ihr keusches Auge immer nur etwas was — — nun was shocking war. Qué verguenza!! Die meisten der soeben erwähnten Gentlemen waren nämlich dekolletiert, und zwar so tief dekolletiert, daß das Dekolleté erst dort aufhörte, wo die Hosen anfingen. Der großen Hitze halber hatten sie alle, die, die das Schüreisen und die, welche die Geschütze bedienten, im Eifer des Gefechts nach und nach alles abgelegt, bis — — nun eben bis auf jenes unaussprechliche, notwendigste Kleidungsstück. Damenbesuch hatte ja auch niemand erwartet.

Da Dona Laura in ihrem Ring zu ersticken drohte, hielt ich es für das einzig Richtige, den Ring aufzuschneiden, wenn dieser auch Königlich spanisches und jetzt, nach der Eroberung, Uncle Sams Eigentum war, und so die arme Dona von diesem Alpdrücken zu befreien.

Gegen Abend wurden die Gefangenen, und wir Zivilisten mit, auf einen Transportdampfer übergeführt. Auf diesem verblieben wir noch einige Tage vis-à-vis Cuba. Dann ging die Reise nach Neuyork. Dem kleinen Herrn, George und mir lieh man für die Dauer der Reise amerikanische Drillichuniformen.

Die Reise selbst war sehr langweilig. Ich hatte schon lange etwas auf dem Gehirn, wie der Amerikaner sagt: „I had something on the brain.“ Nämlich das, wes-

halb der „Cristobal Colon“ in seinen Panzertürmen keine Geschütze gehabt hatte!

Ich suchte einen intelligenten Mann unter den Spaniern. Einer erschien mir so. Er schien ein Vollblutsüdspanier zu sein, so, wie man sich die Spanier denkt und wie man sie malt. Kohlrabenschwarze Glutaugen und dito Haare, aber ohne Glut. Man kastagnettierte mit dem Daumen und dem rechten Zeigefinger und der Bolero fuhr einem in die Beine, wenn man ihn nur sah. Ich beschloß also ein Interview, legte, da ich ja jetzt ein amerikanisches Militärkäppi trug, die rechte Hand an dasselbe und den linken Zeigefinger an die linke Hosennaht. „Können Sie mir vielleicht sagen, warum der „Cristobal Colon“ keine Geschütze in seinen Panzertürmen hatte?“

Der Herr guckte mich groß an und sprach die inhaltsvollen Worte: „Ei herrjeses, gennen Se mir das nicht noch emal sagen?“

Ich schaute ihn noch erstaunter an, als er mich angeschaut hatte und sagte auf deutsch: „Warum sprechen Sie denn deutsch zu mir? Woher wissen Sie denn, daß ich Deutscher bin, ich habe doch eine amerikanische Uniform an?“

„Na“, explizierte er, „weil ich Se äben nichts andres gann wie Deitsch.“

„Wo sind Sie denn her?“ fragte ich ihn aus.

„Aus Wurzen bei Leibzig.“ Er erzählte mir, daß er als stellungsloser Ingenieur vom Admiral Cervera auf den Kap Verdeschen Inseln engagiert worden sei, weil die Spanier nicht genug technisches Personal auf den Schiffen hatten. Die Kanonen für die Panzertürme wären von dem Fabrikanten nicht geliefert worden, weil der Fabrikant an Spanien nur gegen Kasse verkaufte und soviel Kasse nicht dagewesen wäre. Daher mußte der „Cristobal Colon“ ohne die Kanonen abdampfen.

Also der Herr war kein Vollblutsüdspanier, sondern ein Sachse! Ich bilde mir seit diesem Ereignis bedeutend weniger auf meine Menschenkenntnis ein. — — —

Alles auf dieser Welt nimmt ein Ende, also auch diese endlose Fahrt des trampsteamers längs der Ostküste der Vereinigten Staaten. Sandy Hook gab uns mit seinen, über die Erdwälle hinauswinkenden Riesengeschützen als Wegweiser den Wink, gefälligst hier links um die Ecke zu biegen, wenn wir nach Neuyork City wollten. Die gelbe Flagge stieg auf, die Sanitätskommission kam an Bord, die Formalitäten wurden formell erledigt, die Zollbeamten schnüffelten nach Zigarren, die leider nicht da waren. Die gelbe Flagge sank wieder, das Sternenbanner nahm ihren Platz am Maste ein. Aber daß unser Schiff nicht ein gewöhnliches Kaliber von Passagierdampfer war, bewies die Avalanche von Tugbooten, welche unser Schiff erwartungsvoll umgab.

Kaum hatte die letzte Stufe der Schiffstreppe den letzten Hacken der uniformierten Herren gesehen, als alle jene unoffiziellen kleinen Dampf- und Motorboote sich um den besten Platz an eben dieser Schiffstreppe balgten. Dann stürmten die Herren, welche derartig nach uns verlangten, in ungestümer Hast zu uns empor. Niemand, der nicht Jedermann ist, kann den Boden der Yankee-Republik betreten, ohne sofort interviewt zu werden. Wir waren nicht Jedermann, wir kamen vom Kriegsschauplatz und standen daher in diesem Augenblick im Zenit des Interesses des amerikanischen Reporters.

Dreißig, fünfzig, vielleicht hundert der edlen Neuigkeitsjäger stürmten bleistiftschwingend auf uns ein. Da sie kein Wort spanisch verstanden, waren George und ich allein interviewfähig. Ich wollte aber und will von den amerikanischen Reportern nichts wissen. Sie drehen einem immer die Worte im Munde herum, und ich liebe es nicht, die Worte im Munde herumgedreht zu bekommen.

In der Zeitung steht dann immer etwas ganz anderes, als was man gesagt hat. Auch ich war also nicht für die Herren Reporter zu haben. Alles dies verhinderte jedoch ganz und gar nicht, daß in sämtlichen Jingoblättern die schreiendsten Artikel über die Passagiere des von Cuba angekommenen Schiffes in fetten, gesperrten Lettern erschienen.

Unser Steamer setzte inzwischen seine Fahrt nach seinem Bestimmungsorte Governors Island fort. Der verhältnismäßig nicht lange Weg dahin glich einem Höllenspießrutenlaufen. Sämtliche uns begegnenden Dampfer, Fährboote, Segelschiffe, Schooners und Kähne, und im Außenhafen von Neuyork sind all diese Wasserfahrzeuge Legion, hielten es für unumgänglich notwendig, aus Patriotismus, oder aus Haß gegen die Spanier, oder aus Siegesbewußtsein, oder vielleicht auch nur aus einem inneren Radaubedürfnis, uns mit lautem Pfeifen zu begrüßen.

Die Reporter machten die Fahrt mit. Wenn ein amerikanischer Reporter irgendwohin umsonst mitfahren kann, fährt er immer mit.

Aber nicht nur Zeitungsskribifaxe, sondern auch anderes Gelichter hatten sich in Sandy Hook bei uns eingeschmuggelt. Besitzer von Schaubuden, Kinos, Wachsfigurenkabinetten, Dimemuseums, Zirkussen usw., waren da in der unbestimmten Hoffnung, irgend jemand oder irgend etwas für ihre respektiven „shows“ zu ergattern.

Inzwischen war George etwas aufgetaut. Einige der Reporter machten sich an ihn und er sprach mit ihnen. Was er sprach, konnte ich nicht hören, aber ich gönnte dem Reporter dieses Interview. Da würde ich am nächsten Tage schön lachen können beim Lesen des dummen Zeuges. Aber wieder einmal mußte ich einsehen, daß alle Theorie sehr, sehr grau ist.

Ein kleiner, dicker Herr mit prononcierter Nase und krummen Beinen hatte sich auch an Georges Rockschöße

gehängt. Das ist natürlich nur ein rhetorischer Ausdruck, denn Georges amerikanische Uniformlitewka hatte gar keine Schöße. Der kleine, dicke Herr mit der prononcierten orientalischen Nase schien George für einen wirklichen amerikanischen Vaterlandsverteidiger zu halten, der siegreich vom Felde der Ehre heimkehrte. Er machte ihm alle möglichen und unmöglichen Anerbieten. Dabei stieß er mit der Zunge an und lispelte sehr stark.

„Wissen Se", lispelte er also, „ich kann Se gut gebrauchen. Ich habe in der Bowery ein ganz großes Museum, nicht so'n gewöhnliches Museum, nein, ganz was Feines. Se können Portier bei mer werden. Sie nehmen sich großartig aus in Ihrer Uniform. Ich gebe Ihnen 'nen goldenen Stab in die Hand mit 'ner großen Troddel dran und 'nen Orden bekommen Se mitten auf de Brust."

George wollte nicht Portier werden. Aber der kleine, dicke Herr mit den krummen Beinen wußte noch etwas anderes. Damals war die bekannte optische Täuschung, die schön frisierte, geschminkte und dekolletierte junge Dame ohne Unterleib, äußerst in der Mode.

„Wissen Se was", erneuerte er seine Offerte, „ich stelle Se aus als cubanischen Freiheitskämpfer, dem in der Schlacht von einer Bombe der Unterleib und die Beine abgeschossen sind. Das wird großartig wirken! Ich gebe Ihnen zwölf Dollars die Woche und feines Board. Nein? Se wollen nich? Ich gebe Ihnen fuffzehn! Was, Se wollen immer noch nicht? Das is doch sehr gut bezahlt! Se haben doch den ganzen Tag nix zu tun, als wie still zu halten und das freundliche Gesicht zu machen."

George überlegte. Ich bekam es mit der Angst zu tun, daß er das Engagement abschließen könnte, von wegen der Faulenzerei, den fünfzehn Dollars und dem „feinen" Board. Ich erklärte also in fliegender Eile Dona Laura, daß der kleine, dicke Herr mit der prononcierten Nase George eine Position in seinem Unternehmen an-

biete, und zwar neben einer sehr schönen, jungen Dame ohne Unterleib. Ich hatte richtig kalkuliert. Dona Laura schlug beinahe Rad vor Wut und Zorn, daß George sich in so unanständiger Gesellschaft bewegen sollte. Eine Dame ohne Unterleib!! Welche Idee! Die könne doch aus keiner „comme il faut Familie" sein, das wäre wahrscheinlich so Eine! Na, so'n gemeiner Mädchenjäger! Oh, meine arme Tochter! George bekam eine Ohrfeige.

Er hatte von dem, was ich seiner Schwiegermama gesagt hatte, nichts verstanden, begriff daher auch deren Aufregung nicht und wußte also auch nicht, warum er die Ohrfeige bekommen hatte. Und das war gut, denn sonst hätte er sich aus Revanche auf mich gestürzt.

„George", sagte ich, „wie kannst Du denn eine Stelle als Mann ohne Unterleib annehmen wollen? Begreifst Du denn nicht, Mensch, daß dieser hinterlistige kleine Herr Dich beschummeln will? Das mit dem feinen board ist doch alles Schwindel. Wie kannst Du denn eine solide Mahlzeit zu Dir nehmen, wenn Du keinen Unterleib hast!!"

Das sah George auch ein. Die drei soliden Mahlzeiten pro Tag waren ja das gewesen, was ihn am meisten bei der Sache angezogen hatte. Der kleine, dicke Herr ließ aber nicht locker.

„Wollen Se mer nicht wenigstens was verkaufen für mein Museum? So'n Andenken, das Se mitgebracht haben aus dem glorreichen Kriege, de Mütze oder de Uniform, oder 's Beinkleid mit den schönen Biesen?"

Ich erklärte dem kleinen, dicken Herrn ganz energisch, daß alles, was George an hatte, nicht ihm gehöre, sondern Uncle Sams Eigentum sei, das heute noch George an jenen etwas sehr genauen alten Herrn zurückerstatten müsse. Das einzige, was George wirklich sein eigen nenne, wäre der etwas verblaßte Emailleknopf, das „Vergiß Maine nicht" in seinem obersten Jackettknopfloche.

„Scheen, dann kaufe ich das „Vergiß Maine nicht", sagte eifrig der kleine, dicke Herr, der, wie der Räuber Moor einen verlorenen Tag zu hassen schien. „Was wollen Se davor haben?"

Der Handel dauerte ganze zehn Minuten, aber schließlich wanderte der Emailleknopf mit dem kaum noch lesbaren „Remember the Maine" in die breite, fette Hand des kleinen, dicken Herrn und George bekam eine wirkliche echte Fünfdollarnote dafür, die auch schon einmal bessere Tage gesehen hatte. Kaum hatte der kleine, dicke Herr sich mit seinem zweifelhaften Schatze entfernt, als ich mich auf George stürzte. Die Gelegenheit, endlich einmal meine fünf Pesos wieder zu bekommen, war doch zu einzig, um sie vorbeigleiten zu lassen.

Ich redete wie ein Vater zu seinem Sohne. Meine Rhetorik war die denkbar glänzendste Leistung. Cicero wäre vor Neid erblaßt, wenn er meine überzeugenden Tiraden gehört hätte. So viele Kieselsteine gibt es gar nicht, als Demosthenes hätte in den Mund nehmen müssen, um nur annähernd Ähnliches leisten zu können. Ich legte alles in meine Worte hinein. Focht ich nicht für meine fünf Pesos, für die ich so viele Drangsale hatte erleiden müssen? George blieb hart. Krampfhaft umballte er seine Fünfdollarnote. Ich nahm den Mund noch voller wie Demosthenes. Ich erklärte ihm, daß ich de facto auf dem Pflaster wäre, in einer fremden Stadt ohne Freund, neuer Kleidung bedürftig, während er doch seinen Schwiegervater und seine liebe Schwiegermama zur Seite hätte. Ich sagte ihm, ich befände mich vis-à-vis de rien, was er für eine Beleidigung nahm, da ich doch ihm vis-à-vis stand. Ich begütigte ihn wieder, dann führte ich mein letztes schweres Geschütz ins Feuer.

„George", sagte ich, „Du weißt doch, Du bist mir noch die Hälfte der Taxameterfahrt schuldig, Du weißt doch, wo die Taxe mit uns durchging? Selbst im Lande der

unbegrenztesten Möglichkeiten ist das Fazit, zu dem jene Teufelstaxenuhr emporkletterte, eine unbegrenzte Unmöglichkeit." George standen die Haare zu Berge, wenn er an die Höllenaddition dachte. Er ließ den Fünfdollarschein los.

An Governors Island wurden zuerst die Reporter, das übrige Zivilistenpack und der dicke, kleine Herr mit den krummen Beinen etwas gewaltsam ausgeschifft, dann ging die Flagge hernieder. Wir waren am Ziel. Wir durften die Nacht noch an Bord bleiben, aber unsere Soldatenkostüme wurden uns abgenommen. Wir steckten uns wieder in unsere Maskengarderobe und sahen ungefähr wieder aus, wie der bekannte Cluthbruder beim Kölner Karnevalsball. Nach einem kurzen Verhör am nächsten Morgen schickte der Herr Gouverneur die Spanier, mitsamt dem Pseudospanier, dem Herrn aus Wurzen, nach einem Barackenlager in Brooklyn, und uns selbst, mit einem Verweis wegen der Kosten, die wir Onkel Sam verursacht hatten, auf einem Patrolboot hinüber nach Neuyork. Nun war ich also glücklich einmal wieder in Neuyork. Nicht, wie sechzehn Jahre vorher mit nur vier Dollars in der Tasche, nein, jetzt hatte ich fünf, ich hatte mich also bedeutend verbessert. An der Hochbahnstation trennten wir uns. Erstens wollten die spanischen Herrschaften ein kleines Hotel in der Nähe von Washington Square aufsuchen, und zweitens hielt ich es für richtiger, in diesem Aufzuge, von Dona Lauras Aufmachung ganz abgesehen, nicht den Broadway entlang zu pilgern. Man hätte uns sicher entweder für Sioux-Indianer, Buffalo Bills Wilden Westen oder für Einwanderer aus der Herzegowina gehalten, und das wäre mir doch unangenehm gewesen. Wir verabschiedeten uns also und ich versprach, am Abend in dem besagten kleinen Hotel einen „call" zu machen.

Georges Schwiegerpapa nahm mich beim Händeschütteln für einen Augenblick beiseite hinter einen Pfeiler der Hoch-

bahn: ob ich vielleicht so freundlich sein würde, ihm für einige Tage fünf Pesos zu leihen, er wäre in augenblicklicher Verlegenheit. Die spanische Regierung hätte während der letzten Monate ganz übersehen, Kasse zu senden usw. Tableau! Das durfte nicht kommen!!! — — —

Nach vielen Jahren betrat ich also den Broadway wieder. Schon am Bowling Green welche Veränderung! Gebäude von dreißig und vierzig Stockwerken! Marmor und Sandstein überall, als wollten sie sagen: es kann gar nicht genug kosten! Und ich, einen alten, verschlissenen Anzug am Körper und fünf Dollars in der Tasche!! Das drückt nieder. Nirgends fühlt der arme Mann so sehr seine Armut, als wenn er Reichtum rings um sich herum sieht. Halb hoffte ich, halb fürchtete ich einen Bekannten aus früherer Zeit zu treffen. Nirgends in Neuyork trifft man so leicht einen Bekannten als auf dem Broadway. Da endlich ein alter Bekannter! Da stand sie, zwischen Trottoir und Fahrdamm, die große, alte Uhr, deren Riesenzeiger nicht über Ziffern glitten, sondern über Riesenbuchstaben.

„Rogers Peet Co." Alle Zwölfe! Kein Freund in der Welt hätte mir gelegener kommen können als Rogers Peet Co. Für 2 $ 90 kaufte ich einen sehr schönen Sommeranzug, für 60 Cents ein feines Oberhemd mit Kragen und Manschetten, für 30 Cents einen Strohhut und für 15 Cents eine Krawatte. In einer Kabine des Etablissements hatte ich mich umgezogen, das Paket mit den alten Hidalgos aus seinem Versteck hervorgeholt und den Oelpapierklumpen, denn das war er im Laufe der Zeit geworden, in einen anständigen Bogen zivilisierten Packpapiers gewickelt.

Jetzt konnte ich mich schon eher sehen lassen. Meine Schritte waren sehr gehoben. Jetzt gings zu einem barbershop, rasieren und Stiefelwichsen.

Selbstbewußt und blasiert durchquerte ich den Union Square mit einem Blicke als wie: was kostet Neuyork? Europa ist bereits bezahlt!

In den Union Square mündet die 16. Straße. In der 16. Straße war das größte Markengeschäft der neuen Welt, das wußte ich. „Scotts Stamp and Coin Co.“, dort wollte ich meine Hidalgos an den Mann bringen.

Der alte Herr, der mich empfing und dem ich das Paket überreichte, fragte mich, was darin sei.

„Sir“, sagte ich, „in diesem Paket sind die ältesten, seltensten Hidalgos, die das Aztekenreich jemals auf alten, vergilbten, zusammengekniffenen und beoblateten Briefbögelchen ins Land und in die Welt hinausgesandt hat. Ich habe da die berühmten grauen ½ Real und die grün und braunen 8 Reales, mit dem seltenen gotischen Aufdruck Mexiko und viele andere Raritäten mehr. Sie werden staunen, mein Herr.“

„Und was ist dieser papierene Schatz wert“, fragte er etwas unbestimmt mit dem seltsamen, ironischen Lächeln eines alten Praktikus, der beim Einkauf schon viele Enttäuschungen erfahren hat.

„Was das Paket wert? Sehr viel, sehr viel, mein sehr geehrter Herr: einen Relampago! Den habe ich selbst dafür gegeben. Es war ein Kuhhandel, ein Judas-Schacher, ich wünschte, ich hätte meinen Relampago wieder.“ Der alte Herr mußte wohl glauben, ich wäre ein Verrückter, ein crank, wie man dort drüben sagt, und sein ironisches Lächeln machte einem etwas ängstlichen Gesichtsausdruck Platz. Dann setzte er sich, in möglichst weiter Entfernung von mir, an einen Tisch und öffnete das Paket. Zuerst nahm er den Bogen ab, den schönen, weißen Bogen von Rogers Peet Co., dann fing er an, in der Luft herumzuschnüffeln, drückte das Gesicht mit der Nase nach hinten und schien große Lust zu haben, auszuwandern. Die Luft in Neuyork schien plötzlich zu

kräftig für ihn geworden zu sein. Dann ermannte er sich, denn „business is business“, you know, und versuchte, das zusammengepappte Oelpapier zu entfernen. Auch das gelang nach einigen schwierigen Evolutionen. Dann nahm er den ganzen Pack und warf ihn mir vor die Füße.

„Herr", schrie er, „das ist ja alles verdorbenes, farbloses, vermodertes und dazu vielleicht noch gefälschtes Zeug. Das ist ja noch nicht einmal die Seife wert, die ich jetzt verwaschen muß, um meine Hände von dem Schmutz und dem Geruch zu befreien."

Bei diesen Worten, die dem Munde des wütenden, alten Herrn nach und nach entströmten, war ich graduell zusammengeschrumpft.

Es ist unbestreitbare Tatsache, daß ein Mensch, wenn das Glück ihm lächelt, aus sich herausgeht und unwillkürlich breiter und größer wird, er quillt. Im anderen Falle, wenn Fortuna absolut von einem nichts wissen will, schrumpft er. Er fühlt sich nicht nur kleiner, so klein, nein, er schrumpft wirklich.

Ganz betöppert raffte ich die in kleinen Klümpchen herumliegenden, in der Tat zusammengepappten uralten Hidalgos zusammen und schlich hinaus wie ein begossener Köter. Erst am Union Square machte ich halt und setzte mich auf eine Bank. Mein Schicksal war entschieden. Von den Hidalgos hatte ich nichts mehr zu erwarten. Die Hidalgos sind immer undankbar gewesen, früher einmal gegen Columbus, jetzt war die Reihe an mir. Ich legte das Paket auf die Bank neben mich und kramte mechanisch und nervös darin herum. Halt, was war das? Da stieß ich auf etwas Hartes. Dieses Harte hatte nichts mit dem Charakter der Hidalgos zu tun. Das war wirkliche, greifbare Härte. Ich zog das harte „Etwas" zwischen dem Markengepappsel hervor. Es war eine Spitzkugel. Wie kam die Spitzkugel zu den

Hidalgos? Ich überlegte. In der Taxe hatte mich nichts getroffen, das wußte ich genau. Aber damals im Wasser, nach der Seeschlacht, da hatte mich etwas gegen den Rücken geschlagen. Damals als die vermaledeiten Cubaner nach den armen Spaniern und nach uns, als wir uns aus dem Wasser retten wollten, schossen. Dann war es also George gar nicht gewesen, da hatte ich damals dem guten George unrecht getan. Eine Kugel war es und noch dazu eine Spitzkugel. Wie kann überhaupt eine Kugel spitz sein. Dann ist es doch keine Kugel mehr! Kugeln sind doch rund! Wenn die Hidalgos nicht gewesen wären, hätte ich die Spitzkugel zwischen die Rippen bekommen oder in die Lunge. Wenn ich wüßte, wo der Mensch die Lunge hat! Dann fiel mir auf einmal ein, daß ich ja die Hidalgos nicht gehabt, wenn ich nicht meinen Relampago dafür gegeben hätte. Da hat mir ja der Relampago das Leben gerettet! Der gute, liebe, alte Relampago!! Na, das muß ich ihm aber gleich schreiben, oder vielmehr dem Felix Diaz, damit er den braven Relampago gut behandelt. Es war doch schlecht von mir, daß ich ihn verkauft habe! Aber die Marken können doch nicht falsch sein, das ist ja Unsinn, die kommen doch von Felix Diaz, dem Palast-Felix, dem Faktotum Sr. Exzellenz. Da muß ich doch gleich mal schreiben! Mit diesem Gedanken packte ich alles in ein gerade auf der Bank liegendes Zeitungsblatt zusammen, um nach einem Postamt zu gehen, den Brief zu schreiben und gleich zu expedieren.

In Mexiko war immer Felix Diaz am nächsten, wenn die Not am größten war. Hier konnte Felix, da er so weit entfernt war, doch nicht gut als Deus ex machina erscheinen, wer würde hier also als sein Neuyorker Stellvertreter auftreten? Ich zählte die paar Nickelmünzen in meiner Tasche, es mußten noch ca. 80 oder 90 Cents da sein. Das waren ja nette Aussichten! Da, von un-

gefähr, schaute ich auf. Herr Gott! Gibt es wirklich Geister, können Tote wieder auferstehen? Da kam Raoul Verdier, mein Raoul, der tolle, leibhaftige Raoul, im sonnenbeglänztesten aller Zylinder das Trottoir entlang. An seinem linken Arme hing eine junge, elegante Frauensperson, neben ihm, ja neben ihm, nicht an ihm, trippelte seine Frau.

Raoul war also nicht tot. Raoul, der mich sofort erkannt hatte, lachte über sein ganzes, volles Gesicht mir entgegen und breitete beide Arme aus. Aber Raoul sah etwas anders als früher aus. Raoul hatte sich den Bart abnehmen lassen, den Bart, um den früher viel mehr gestritten worden war, als um sämtlicher Kaiser Bärte.

„Aber Raoul, Mensch, Du bist doch tot, Du liegst doch zwischen den Kaktuspflanzen Guatemalas, ein toter, unzurechnungsfähiger Leichnam."

Raoul war gerettet worden auf ähnliche Weise wie ich. Raoul hatte das große und sonderbare Glück, genau wie ich, immer im entscheidenden Augenblick gerettet zu werden. Jetzt war wieder eine derartige glückliche und sonderbare Rettung für mich im entscheidenden Augenblicke in Aktion getreten, eine finanzielle Rettung und die ist manchmal mehr wert, als eine Lebensrettung.

Kaum hatte Raoul, der mir inzwischen seine neue junge Frau und seine alte gewesene Frau, die jetzt als Schwiegermama bei ihm fungierte, vorgestellt, von meiner „augenblicklichen Verlegenheit" gehört, als er sofort die Situation rettete.

„Du", sagte er, „ich bin Dir doch wenigstens noch sechs oder neun Monate Sold schuldig, von der Zeit her, als Du als mein Leib- und Flügeladjutant aktiertest, ich werde Dir das Geld gleich geben. Du weißt, früher hatte ich trotz meiner Stellung als Millionär nie viel Taschengeld, aber jetzt, seitdem meine liebe Frau so freundlich gewesen ist, sich von mir scheiden zu lassen und mir

erlaubt hat, meine wirkliche Flamme, ihre Tochter und meine Exstieftochter, zu ehelichen, hat sich die Sache geändert. Jetzt habe ich die Kasse! Wie das gekommen ist? Nun, einfach, weil ich mir nach meiner Rückkunft aus Guatemala den Vollbart habe abnehmen lassen. Da sah ich sofort zwanzig Jahre jünger aus wie meine Frau. Das ging doch nicht, und das hat sie auch eingesehen."

In Fleischmanns Wiener Café an der 9. Straße und Broadway zahlte mir der gute Raoul in schönen, neuen, knittrigen Greenbacks volle tausend Dollars aus. Polen war wieder einmal gerettet. Da soll man nicht Fatalist sein, aber Fatalist im guten Sinne!

Als die Familie Verdier gegangen war, setzte ich mich wieder, um den Brief an Felix Diaz zu schreiben und eine Zeitung zu lesen.

In der Zeitung stand der gewöhnliche, amerikanische Quatsch. Die Reporter fabulierten spaltenweise. Da plötzlich fiel mein Blick auf etwas ganz absurdes, verleumderisches, wie man es sich gar nicht denken konnte. Ein ganz gemeines „item", wie der Amerikaner sagt. In fetten, gesperrten Buchstaben stand darüber: „Tropenkoller" und dann wörtlich: Der Tropenkoller, eine wie es scheint höchst gefährliche Krankheit, grassiert und treibt in den Ländern, die unsere zu beglückwünschende, neue imperialistische Politik zurzeit in unseren Wirkungskreis zieht, die sonderbarsten Blüten. Ein soeben aus Cuba zurückgekehrter Landsmann erzählte unserem Berichterstatter das folgende, ergötzliche Stückchen: Da saß vor einiger Zeit an einem heißen Sommerabend ein unter gewöhnlichen Verhältnissen ganz vernünftiger Mann vor einem Café an einem der großen Plätze jener Tropenstadt. Ob nun der auch dort nicht ungern gesehene Whisky seiner Väter, oder die Hitze oder das in jenen Ländern heißer kursierende Blut die Ursache war, ist schwer zu ergründen, aber jener, wie gesagt sonst ganz

vernünftige Mensch, wurde plötzlich von einer heftigen Leidenschaft für einen herrenlos herumstehenden Gaul erfaßt, drückte ihn an sich, küßte ihn minutenlang vor einer ganzen Korona von Zuschauern herzhaft ab und wollte gar nicht wieder von ihm lassen. Man sieht daraus, daß es höchste Zeit ist, daß wir Nordamerikaner mit unserem gesunden Menschenverstande und unserer Kultur jene degenerierten Länder unter unsere Flagge bringen, um so endlich Vernunft und Ordnung in jene ungesunden Verhältnisse zu bringen.

So eine Gemeinheit! Das konnte nur dieser Schlingel von George einem der Reporter auf dem Schiffe erzählt haben, um mich zu ärgern. Meine Liebe und meine Anhänglichkeit zu meinem guten Relampago derartig zu persiflieren, lächerlich zu machen und zu verdrehen! Das wollte ich dem George schon anstreichen. Das nahm ich mir fest vor. So ein gemeiner Mensch!!!

In dem kleinen Hotel des Washington Square traf ich die interessante Familie nicht. Sie waren wohl am Vormittag dort gewesen, aber des ihnen zu hoch erscheinenden Boardpreises wegen wieder fortgegangen. Da war nichts zu machen. Wie sollte ich die guten Leutchen in dem großen Babel, das zwischen dem Nord River und dem East River eingeklemmt ist, finden?

Ich ging an dem Abend in einem besseren Bett zur Ruhe, als ich mir am Morgen hatte träumen lassen.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Am fünften Tag nach unserer Ankunft kam ich zufällig am Cooper Institute vorüber. Das Cooper Institute ist eine der segensreichsten Stiftungen der Welt. Man verschenkt dort Bildung en gros. Diese in Stein ausgehauene gute Tat liegt dort, wo die Bowery aufhört und die dritte Avenue anfängt. Die Bowery ist das, was St. Pauli für Hamburg und die Hasenheide für

Berlin ist, nur ins Amerikanische übersetzt. Sie ist sehr, sehr schmutzig, sehr marktschreierisch mit Farbenklecksereien bemalt und gibt im grausigsten Durcheinander die gräßlichsten Töne von sich, wahre Notschreie der Frau Musika.

Am Cooper Institute stand ein kleiner, schmächtiger Herr, etwas gedrückt und etwas schüchtern, der die Vorübergehenden in einer Art Kauderwelsch haranguierte. Dabei verteilte er Zettel, rote Zettel, die niemand nehmen wollte. Dieser kleine schmächtige Herr erwies sich beim Näherkommen zu meinem großen Erstaunen als Georges Schwiegerpapa. Sein Blick mußte wohl durch das lange Stehen in dem immer auf- und abwärtsstrebenden Menschenknäuel verwirrt und getrübt worden sein, denn er erkannte mich nicht und wollte auch mir durchaus einen Zettel aufdrängen.

Mechanisch nahm ich den Zettel und fragte ihn: „Aber, sehr geehrter Herr, was machen Sie denn hier?"

Erschreckt sank er beinahe in die Knie: „Ach, du lieber Gott, ich mußte doch eine Beschäftigung suchen, wir hatten doch kein Geld mehr und meine Frau brauchte so notwendig neue Garderobe, auch der Puder war alle. Sie war ganz unglücklich."

„Wo ist denn aber George und Ihre teure Frau Gemahlin?" Er erschrak heftig und wollte mir den Zettel wieder aus der Hand reißen, ließ dann aber davon ab. Das machte mich auf den Zettel aufmerksam und ich las:

„Meyers weltberühmtes und größtes Museum
der Empire City."

Die größten Wunder der Jetztzeit: Der Held der Seeschlacht von Santiago!

Neu! Neu! Neu!

Soeben aus Cuba importiert!

Ein bewunderungswürdiges Beispiel unserer Tapferkeit!
Eine spanische Kanonenkugel hat ihm den Unterleib und beide Beine weggerissen!!

Dazu die anderen höchst interessanten Kuriositäten:
Dona Laura, das schönste Weib der Welt!
Die Rose von Cuba! Die Perle der Antillen!
Ein wunderbares Phänomen!!
Keine optische Täuschung, alles wahr, lebend, im vollsten Glanze des elektrisches Lichtes.
Eintritt nur 10 Cents. Kinder die Hälfte.
Nur Bowery No. 87 zwischen Grand und Canal Streets.

Also doch! Nee, so 'n Schwindel!! Und dazu haben sich George und die stolze Dona Laura hergegeben? Wo bleibt da der Stolz der Spanier, der Philipp II. so an ihnen gefiel? Da mußte etwas geschehen, soweit durfte George nicht sinken!

„Sehr geehrter Herr", wandte ich mich an den kleinen, schmächtigen Herrn, „bitte kommen Sie mit mir, ich will versuchen, die Sache zu regulieren."

Er lief in einem kurzen Hundetrab neben mir und erklärte mir, wie die Not ihn und die Seinen dazu getrieben hatte, bei dem kleinen, dicken Herrn mit den krummen Beinen Engagement zu nehmen. Sie wohnten alle vier oben über dem Museum in zwei kleinen, schmutzigen Kämmerlein.

Vor dem Museum ersuchte ich Georges Schwiegerpapa zu warten, bis ich wiederkäme. An der Kasse saß, wie ich schon erfahren hatte, Palomita und verkaufte Billets zu 10 Cents das Stück, Kinder die Hälfte. Auch sie erschrak heftig, als sie mich sah. Ich gebot ihr aber mit dem Finger auf den Lippen Schweigen, bis ich wieder käme. Dann folgte ich der großen Masse des andrängenden Publikums, stieg eine Treppe hinauf und befand mich in einem großen, hellerleuchteten Saale, der wohl der Prunksaal des Etablissements war.

Wohl an die hundert Personen drängten sich in ihm. Ich hielt mich in der Menge verborgen und rekognoszierte erst. Richtig, da links war George! Vom elektrischen

Lichte hell umstrahlt, inmitten eines Spiegellabyrinths in einer etwas phantastischen Uniform, das Képi keck auf dem linken Ohr, den Schnurrbart sehr „Erreicht", den Zelluloidknopf mit dem verblaßten „Remember the Maine" im Knopfloch. Er nahm sich recht gut und auch recht martialisch aus und konnte wohl für einen mutigen Krieger gehalten werden. Er war gerade sehr angenehm beschäftigt, denn er kokettierte und flirtete mit und schielte und klapperte mit den Augen nach einer sehr hübschen Blondine, die hoch aufgeputzt, grell geschminkt und mit einer Maréchal Niel Rose im Haar neben ihm plaziert war. Leider war auch sie ein Krüppel, denn auch sie, genau wie Dona Laura und ein viertel Dutzend anderer Schönheiten, hörten bei der Taille auf. Dona Laura hatte einen besonderen Ehrenplatz. Inmitten eines anderen Spiegelgewirrs hatte man, wie auf einer Estrade, einen Spezialthron für sie errichtet, der, von Cubanischen Flaggen umgeben, eine königliche Staffage für diese Perle der Antillen schuf. Fein sah sie aus, das mußte ihr der Neid lassen, diese Rose von Cuba. Frisiert war sie, himmelhoch frisiert, eine rote Rose im dunklen Haar, große, glitzernde Tait-Diamanten in den Ohrläppchen, eine Wagenladung von rosarotem Puder auf den feisten Wangen und eine nagelneue, rotseidene Bluse über den üppigen Formen. Aber dann hörte es auch bei ihr auf, wie abgeschnitten. Arme Dona Laura!! Konnte man Dich jetzt noch die „bessere Hälfte" Deiner glücklichen Ehe nennen ohne aufzuschneiden?

Dona Laura lachte über das ganze feiste Gesicht, wenn sie die bewundernden Ausrufe des zahlreichen Publikums hörte. Dona Laura war glücklich. Die Lippen kräuselten sich glückselig, aber noch mehr und noch glückseliger kräuselte sich der herrliche in duftendster Brillantine erglänzendste „englisch Gestutzte", der schelmisch und neckisch ihre volle Oberlippe umkränzte. Dabei beobachtete Dona

Laura ihren Schwiegersohn, soweit die Zuschauer ihr nicht gerade die Aussicht versperrten, scharf, sehr scharf. Jedesmal, wenn er zu laut mit den Augen klapperte oder zu lebhaft mit den Wimpern klimperte, warf sie ihm einen strafenden Blick zu. Fing diesen zufälligerweise George auf, dann senkte er für einen Augenblick beschämt seine Lider, um sofort wieder anzufangen, sobald er merkte, daß Schwiegermamachens Aufmerksamkeit anderweit engagiert war.

Ich trat jetzt vor. George sah mich sofort und wollte auskneifen, aber ich war schneller wie er.

„George", sagte ich, „Du bist ein ganz gemeiner Schwindler und Lump. Du weißt ganz genau, daß Dir nie eine Kanonenkugel etwas weggerissen hat. Du solltest Dich schämen, einem derartigen Schwindel Deinen Unterleib und Deine Beine zu leihen. Aber die größte Gemeinheit hast Du gegen meinen guten, lieben Relampago und gegen mich verübt! Du hast durch einen dieser Affenreporter einen lügnerischen und verleumderischen Artikel in die Zeitung lanciert. Dieser Artikel schreit gen Himmel. Relampago kann sich nicht verteidigen, aber ich habe seine Vertretung mit übernommen. Du hast mir durch diesen schlechten Witz auf mein bestes Hühnerauge getreten, und ich schwöre Dir, ich werde mich revanchieren, ich werde Dir auch auf Dein bestes Hühnerauge treten."

Dabei trat ich unwillkürlich noch einen Schritt näher bis an die Rampe, die die armen „Krüppel" vom Publikum trennte. George, der schon bei meinen letzten Worten immer ängstlicher dorthin geschielt hatte, wo Leute, die keine „Krüppel" sind, gewöhnlich die besten Hühneraugen haben, mußte wohl glauben, daß ich sofort zu der angedrohten Operation schreiten würde. Er kniff mit langen Sätzen aus. Das Hallo, das nun in der Menge ausbrach, kann man sich denken! Schwindel, Betrug, Humbug, waren die bescheidensten Ausdrücke dabei, die anderen

kann man gar nicht drucken. „Lyncht den Kerl", schrie einer, „sagt der Kerl, er hätte keine Beine und dabei hat er viel längere Beine, als wir alle zusammen genommen!" Hinter mir hörte ich schrille Rufe, die nur von Dona Laura herrühren konnten: „George, Du Lump, bleibst Du gleich auf Deinem Posten, Du brichst ja Kontrakt!"

Ich bahnte mir einen Weg durch die Menge, George mußte doch irgendwo herauskommen. Da, in der Nähe des Eingangs, kam er auch soeben durch eine Portière geschossen und wollte die Treppe herunter. Ich stürmte ihm nach, aber in diesem Augenblick stieß ich mit Dona Laura, die ebenfalls ihrem George auf den Fersen war, zusammen. Hinter uns die johlende Menge! Dona Laura sah gut aus. Oben war sie wie geschildert, aber unten — — der Himmel bewahre mich!! Sie hatte nur ein kurzes, flanellenes Anstandsröckchen an, das knapp bis an die Knie reichte, und die Strümpfe und die Schuhe!! Der Himmel bewahre mich! Wahrscheinlich hatte ein voller, richtiger Kostümrock in dem Spiegelgewirr nicht genügend Platz gehabt oder es war ihr inmitten der vielen Lichter zu heiß geworden, kurz und gut, Dona Laura ging kniefrei und hatte nur das kurze Anstandsröckchen an, das noch dazu ein großes Loch aufwies.

Die Treppe gings hinunter, hinter uns die johlende, schreiende, kreischende, schimpfende Menge! Unten kam Palomita schreckensbleich aus ihrem ticket box gestürzt, rang sämtliche Hände und wollte wissen, was los sei. Der kleine, dicke Herr mit den krummen Beinen stürzte ebenfalls aus seiner Office hervor, rang ebensoviele Hände wie Palomita und wollte ebenfalls wissen, was los sei. Auf ihn stürzte sich die Menge.

„Geld wieder haben! Gib uns unser Geld wieder, Du Lump, Du Schwindler, Du Betrüger! Das ist ja gar keine Rose von Cuba, das ist ja gar keine Perle

der Antillen! Das ist ja gar kein Halbinvalide!“ Ein dicker Nigger wollte dem Herrn Direktor durchaus die Nase punchen. „I'll punch his bloody nose!“ brüllte er im schrillsten Negerdiskant. Ein ebenso korpulenter, dabei zwei Meter hoher Irländer, der wahrscheinlich zu der Kategorie der Preisboxer gehörte, schrie immer: „Haltet mich fest! Haltet mich fest, oder es geschieht ein Unglück! Ich gebe ihm einen Schlag auf die Nase, daß sie ihm hinten sitzt. Der zweite Schlag ist schon Leichenschändung!!“

Der kleine, dicke Herr mit den krummen Beinen zitterte vor Angst. Glücklicherweise erschien in diesem Augenblick ein Policeman, der sich energisch ins Mittel legte. Ich benutzte die Gelegenheit der geteilten Aufmerksamkeit, um die Flüchtlinge in eine gerade vor dem Etablissement haltende Droschke zu packen und fort gings nach dem kleinen Hotel am Washington Square! Dort setzte ich mich mit Raoul Verdier telephonisch in Verbindung, erzählte ihm kurz den Hergang der Sache und bat ihn, so bald als möglich nach dem Hotel zu kommen.

Raoul kam auch in seinem eigenen Geschirr binnen wenigen Minuten. Er schüttelte sich vor Lachen und sagte immer wieder: que c'était rigolo! Ich sagte ihm, daß George eine Stellung haben müsse. Er wäre lange Jahre hindurch bei den Brentanos gewesen, hätte sich aber mit dem jungen August Brentano gezankt und wäre fortgeschickt worden. Es traf sich gut, daß Raoul, der ein reicher Mann war, ein sehr guter Kunde des Brentanoschen Neuyorker Geschäftes am Union Square war. Die Neuyorker Filiale leitete ein anderer Neffe des seligen Herrn Brentano. Raoul telephonierte mit diesem und auf sein Zureden hin engagierte der gute Simon George Eckell, den er auch von früher noch kannte, sofort wieder als Clerk mit 18 Dollars die Woche.

Auch den alten Herrn, den kleinen schmächtigen Schwiegerpapa, brachte Raoul nach wenigen Tagen in einem Export-

hause als spanischen Korrespondenten unter. So waren sowohl Senior als Junior in Amt und Würden.

Damit ist meine Erzählung ungefähr erledigt.

Ich verbrachte noch einige Wochen bei meinem Freund Raoul in seiner Villa in Saratoga. Es war sehr schön dort, man aß sehr gut bei den Verdiers und sehr regelmäßig. Jetzt hielt mich nichts mehr in Amerika, ich konnte also abreisen. Untergebracht waren alle, nur ich nicht.

Sie kamen alle, um mir Lebewohl zu sagen, alle, die in dieser Geschichte aufgetreten sind, soweit sie in Neuyork weilten. Die Schrauben setzten sich in Bewegung, die Musikkapelle, die auf den Schiffen beim Mittagessen auch die Serviette zu schwingen hat, spielte wie immer: „Muß i denn, muß i denn zum Städtle hinaus", der große, weiße Kasten gondelte an Hoboken vorüber, die Wolkenkratzer grüßten noch einmal von der großen Stadt auf Manhattan herüber.

Das ist aber auch Schwindel! Die heißen nämlich bloß Wolkenkratzer, ich habe sie aber noch nie eine Wolke kratzen sehen.

Jetzt sind wir an der Freiheitsstatue! Die haben die Amerikaner so hingebaut, daß man gar nicht anders kann, man muß an ihr vorüber. Sie hält unaufhörlich den rechten Arm und den rechten Zeigefinger in die Höhe und klammert sich dabei, um einen Stützpunkt zu haben, an einer mächtigen, dicken Fackel an, die von einer Riesenglaskuppel gekrönt wird: Freiheit, die Welt erleuchtend! Sie erleuchtet aber gar keine Welt. Die großen elektrischen Lampen in der Glaskuppel leuchten schon seit vielen Jahren nicht mehr. Die Welt ist noch nicht vorgeschritten genug für diese freiheitliche Erleuchtung!

Hunderttausende und aber Hunderttausende von harmlosen, unschuldigen, gefiederten, kleinen Sängern, von der einsamen, grellen, hohen Leuchte wie die Motten angezogen, rannten sich die Köpfchen an dem dicken Glase

ein und verbrannten sich die winzigen Gehirnlein. Hunderttausende und aber Hunderttausende der kleinen bunten Leichen bedeckten die Insel im Umkreise.

Hunderttausende und aber Hunderttausende von großen Geschöpfen, nennen wir sie Menschen, kamen, von dieser falschen Göttin der Freiheit wie Eisenstäubchen von einem Riesenmagneten angezogen, voller Illusionen nach dieser Dollar-Republik, rannten sich die Köpfe ein und liefen sich die Hörner ab an dem harten Egoismus, den schweren Lebensbedingungen und der Intoleranz dieser kalten, neuen Welt. „This is a cold world", sagt der Yankee.

Staten Island, Brighton Beach, Sandy Hook, vorüber, vorüber!! Adieu Amerika!!





Thüringer Kunstanstalt G. m. b. H., Gera-Untermhaus